<36633645580018

Vaterländische Volksgeschichten

im

Gewande gemüthlicher Erzählungen.

Für

Leser aller Stände.

Von

G. Beck.

Augsburg, 1851.
Druck und Verlag der **Karl Kollmann'schen** Buchhandlung.

Vorrede.

Geneigtester Leser, freundliche Leserin. Sie erhalten hier ein Buch „gemüthliche Erzählungen," wie der Titel sagt, enthaltend. Diese Erzählungen waren Anfangs durchaus nicht für den Druck, sondern bloß als Erzeugnisse meiner Phantasie während Muße- oder schlafloser Nachtstunden — niedergeschrieben, um derselben einmal in Abendgesellschaften als Lektüre mich bedienen zu können.

Auf Zureden einiger Freunde ließ ich aus diesen Erzählungen die „Prophetenhexe" im Beiblatte des Augsburger Anzeigblattes erscheinen, welche Erzählung sehr vielen Anklang fand und den vielseitigen Wunsch rege machte, auch die übrigen derartigen Erzeugnisse meiner Phantasie der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Die in gegenwärtigem Buche enthaltenen Erzählungen sind gewiß ihrem Zwecke vollkommen entsprechend. — Es sind keine eigentliche Jugend- oder gar Kinderschriften, sondern ihr Inhalt eignet sich mehr für die reifern Jahre, sie enthalten aber auch nichts weniger, als etwas die Sittlichkeit Verletzendes

oder gar die heilige Religion Beleidigendes, sie sollen vielmehr das Vertrauen auf Gottes weise Vorsehung erhöhen.

Sie sind mannigfachen Inhalts, so daß auch eine historische Erzählung, ja sogar eine Ritter- und Räubergeschichte, aber freilich nicht im gewöhnlichen Romanen-Geschmacke, sondern für den Leser genießbar gemacht — darin vorkommen, damit unter den Erzählungen eine Abwechslung obwalte.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß dieses mein Buch, so wie früher die Erzählung „die Prophetenhexe" dahier, im In- und Auslande Anklang und Absatz finden und so der Verlags-Buchhandlung ihre Mühe und Kosten lohnen möge.

Wird ihm die gewünschte Anerkennung zu Theil, so füge ich, ermuntert durch die gewordene gütige Theilnahme, das Versprechen bei, meine Phantasie zur Ausbildung weiterer Erzählungen in Anspruch zu nehmen.

Augsburg, 1851.

Der Verfasser.

Die Linde

oder

Der tolle Hans und sein Sohn.

Goldgelb malte die untergehende Herbstabendsonne die Gegend und das ohnehin ersterbende Grün der Flur, hoch vom Kirchthurme herab wallte die weiß und rothe Kirchweihfahne und von dem Wirthshause erscholl der Fidel Getön und das Jauchzen der Bauernburschen und Dirnen.

An einem Hügel seitwärts des Dörfchens unter einer jungen Linde hatten sich drei Bauernburschen gelagert. „Kaspar", fieng der eine an, „unser toller Hans treibts doch immer toller, tanzt er nicht mit Müllers Marie einen Reihen nach dem andern! glaubt er denn, weil er Müller mit dem Zunamen heißt, das Mädel sei ein Wasser für seine Mühle, ja, wenn er so viel Tausende besäße, als er vielleicht Hunderte hat, dann wohl." „Und dann," fiel Ulrich ein, „wär er erst der rechte Mann für Marien, denn, die Hand auf die Brust, der Hans ist einer der besten Burschen, die es giebt, an Fleiß und Gewandtheit thut's ihm keiner vor, und einen schlechten Streich hat er noch nie begangen." „Dafür aber tolle genug," fuhr Michel fort, „heißt er ja darum der tolle Hans. Ich fürchte nur, der Hans bleibt nicht allein beim Tanzen, er spinnt mit dem Mädel eine Liebelei an, aber dann gnade ihm Gott, dann spinnt er sich selbst den Faden zum Soldatenwams, denn, wenn der Alte davon Wind bekommt, der beim Kloster=

vogt alles gilt, so läßt er ihm statt der Fidel und dem Dudelsack einen Tanz mit der Trommel und der Querpfeife vorspielen, und dem guten Hans werden selbst die lateinischen Brocken nichts helfen, die er bei unserm Schullehrer erlernt hat, und womit er sich manchmal so gewaltig brüstet, er muß ohne Gnade und Pardon das Gewehr zur Hand nehmen. Und es wird ihm diese Linde, die er aus dem Walde geholt und hieher gesetzt hat, um einst im Alter unter ihrem Schatten auszuruhen, schwerlich je einen spenden." —

Der Müller Franz Barner war der angesehenste Mann des Dörfchens S., zu dem seine etwas seitwärts abgelegene Mühle gehörte, er war selbstgefällig und anspruchlos. Er würde, hätte er Schulze werden wollen, längst diese Ehrenstelle erhalten haben, aber was sollte ihm eine Ehrenstelle, war ihm seine unverschuldete Mühle, seine volle Geldkasse und die Gunst des Vogts des Klosters, zu welchem das Dörfchen S. gehörte, gewiß und genug.

Als seine Frau gestorben war, führte er mit einer alten Magd, die schon seine Kindsmagd gewesen und ihn auferzogen, das Hauswesen, seine einzige Tochter aber hatte er in ein Frauenkloster geschickt, sie erziehen zu lassen. Sie war aus diesem Kloster erst vor einigen Monaten ins väterliche Haus zurückgekehrt, um mit der alten Marthe die Führung des Hauswesens zu theilen. Sonderbar genug machten die Späße des lustigen Hans, der ihr das Leben auch lustig zu machen versprach, Eindruck auf das sonst zur Schwermuth geneigte Gemüth des Mädchens. Aber leider hatte Michel recht, Hans blieb nicht allein beim Tanze und Marie bedachte nicht, wie leicht der Schritt von Freundschaft zur Liebe sei und welche gefährliche Folgen er habe, wenn sie ihn gethan, haben könne. Hatte Hans noch nie einen schlechten Streich begangen, so war der nähere Umgang mit einem Mädchen, das doch nie sein werden konnte, schon der Ueber-

gang von den tollen zu den schlechten Streichen, und die Thatsache, daß er einmal von Wein und Sinnlichkeit gereizt, Mörder der Unschuld des Mädchens wurde, schon ein schlechter Streich.

Leider blieben auch die Folgen nicht aus und Maria und Hans befanden sich in der peinlichsten Lage, jetzt verwünschten sie zu spät den Schritt, den sie gethan. In der damaligen Zeit wurden gefallene Mädchen noch mit öffentlicher Buße belegt und so zu sagen, der Schande preisgegeben, und die Burschen, welche die Schuld trugen, hatten die gewisse Aussicht, in die Soldatenjuppe gesteckt zu werden, was die gewöhnliche Strafe für solche Vergehen war. Wie wird der Vater toben, wenn er erfährt, daß sein einziges im Kloster erzogenes Töchterchen — entehrt sei. Beide wußten sich ihres Leidwesens kein Ende. — Was war zu thun? Marien fiel das Klügste ein. Sie ging zum Ortspfarrer, einem trefflichen Manne, entdeckte ihm ihr trauriges Verhältniß, und bat ihn flehendlichst um Rath und Hülfe. Wie erbebte der würdige Mann nicht, als er hören mußte, daß das bisher tugendhafteste Mädchen des Dorfs sich in solcher Lage befinde. Er tröstete indeß Maria und versprach Alles zu thun, ihr die Verzeihung ihres Vaters zu erwirken und sie von öffentlicher Schande zu befreien. „Aber vor Allem," sagte er, „schicke mir deinen Verführer, er muß fort, ehe des Vaters, ehe des Klostervogts Hand ihn erreicht. Dann kann man alle Schuld auf den Abwesenden wälzen, auf dich fällt ohnehin die geringste."

Maria erzählte ihrem Hans, daß sie ihr trauriges Verhältniß dem Herrn Pfarrer entdeckt habe, und daß dieser sie in seinen Schutz nehme, daß er aber Hansen auch sogleich sprechen wolle.

Hans hatte eine Flut von Vorwürfen aus des Pfarrers Munde erwartet, aber nein, nur eine väterliche Zurechtweisung erfolgte. „Du weißt Hans, was du gethan hast," sagte er, „du hast groß gefehlt und doppelt gesündigt, aber ich kann dir doch

auch nichts geschehen lassen; du gehörst auch meiner Heerde an, es ist meine Hirten-Pflicht, daß keines meiner Schafe verloren gehe, und das würdest du gewiß, wenn du unter die rohen ungesitteten Soldaten kämest. Da nimm," sagte er, indem er Hans ein Papier und eine Rolle Geld in die Hand drückte. „Das Eine ist dein Taufschein, es ist mir zwar verboten, ihn auszustellen, aber um dich zu retten, dir ein anderes Vaterland zu verschaffen*), muß ich's thun, das andere ist Reisegeld. Mache, daß du fort kommst, aber führe dich im Auslande besser auf, daß nicht die Kunde von einem schlechten Streiche von dir deiner Mutter den Sarg vollends fertige, zu dem du durch diese That schon ein Paar Bretter gezimmert hast. Marien darfst du nicht mehr sehen und sprechen, in Euren Verhältnissen fiel Euch die Trennung zu schwer, und könnte für Marien gefährlich werden. Versprich mir das, Hans, ich will Deinen Abschiedsgruß an sie ausrichten." Hans gelobte es feierlich und hielt auch Wort. Als die Wintermorgensonne die schneeigen Wipfel der Tannen röthete, hatte er den Segen des Herrn Pfarrers und seiner Mutter mit auf die Reise nehmend, das Dörfchen schon im Rücken. An der von ihm gepflanzten Linde hielt er still, von welcher ein Paar blaue Meisen ihm ein Abschiedsliedchen entgegen zwitscherten. Da drückte er sich ein Paar Thränen vom Auge. „Pfui der Thränen Hans," sagte er zu sich selbst, „aber Abschied muß ich von dir noch nehmen, lieber Baum, werde groß bis ich einst wiederkehre. Lebe wohl, theure Heimath, liebes Dörfchen, nur Gott weiß, wann und ob wir uns wieder sehen."

Während er so wehmüthig Abschied nahm, kam ein flinker Bursche, ein Liedchen trillernd, des Weges. „Gelobt sey Jesus Christ," grüßte er Hansen nach dortigem Gebrauche, welchen Gruß Hans mit „In Ewigkeit" erwiderte.

*) zu einer Ansäßigmachung war sonst der Taufschein das einzige, aber unerläßliche Bedürfniß.

„Wo kommt Ihr her, oder seid Ihr vielleicht aus S., kennt ihr den Müller und seine Marie, sind die wohl auf?“ fragte Hansen der Fremde.

Hans glotzte ihn bei diesen Fragen natürlich befremdet an, „Ich denke wohl,“ ihm kurzweg erwidernd. „Seid Ihr vielleicht mit dem Müller verwandt,“ fuhr er fort. „Ja sagte dieser, wir sind Vettern, und,“ setzte er kichernd hinzu, „bald noch etwas mehr, nicht wahr, die Marie ist ein schmukes Mädel und ich bin der rechte Bursche für sie. Hä! Hä! Hä! Unsere Alten haben uns beide schon in der Wiege für einander bestimmt!“

Diese Reden fielen Hans wie ein Stein aufs Herz, doch ermannte er sich und sagte. „Ja wohl, ich wünsche Euch viel Glück, und wenn Ihr zum Müller kommt, so sagt ihm, Ihr seid so eben dem tollen Hans begegnet, der sei in alle Welt!“

Als der Fremde an ihm vorüber war, dachte Hans bei sich selbst, „es ist doch sonderbar, so ich jetzt das Dörfchen verlasse, kömmt Mariens Bräutigam, das hat der Höchste so gefügt, denn sonst müßte einer von uns auf dem Platze bleiben, wie es bei zwei Hähnen, die sich um eine Henne raufen, öfter der Fall ist.“

Hans beeilte sich nun, das Ende des Wäldchens zu erreichen, denn gleich hinter demselben endete des Klosters Markung und Gericht, ihn auf fremdem Boden zu erreichen und fangen zu lassen, war damals eine schwierige Sache, welche durchzuführen, Wochen und Monate erforderlich gewesen wären, in welcher Zeit Hans bereits auf einem Schiffe sich hätte nach Amerika einschiffen können.

„Guten Tag Vetter Franz,“ scholl eine jugendliche Stimme dem Müller entgegen, „mein Vater laßt Euch vieltausendmal grüßen, bin Melbers Seppel aus R.“

„Grüß dich Gott tausendmal, lieber Seppel, nun da ist das Sprichwort wirklich bald in Erfüllung gegangen, aus Kindern werden Leute. Ey der Tausend, was du seit sechs Jahren, seitdem ich

dich nicht mehr gesehen habe, für ein stattlicher Bursche geworden bist. Nun da kann die Marie sich freuen," erwiderte ihm der Müller.

„Bin so eben einem Burschen außerhalb des Dorfes begegnet, der hat ein recht trübes Gesicht gemacht, ich soll Euch von ihm grüßen," fuhr Seppel fort, „er sei der tolle Hans und gehe nun in alle Welt."

„Nun da hat er ganz recht, er räumt zu rechter das Feld," entgegnete vergnügt der Müller, dem die Abreise des tollen Hans ganz erwünscht kam, weil er dachte, daß das Sprichwort „aus den Augen, aus dem Sinn" sich nun auch bei seiner Marie erfüllen dürfte. „Aber du wirst hungrig und durstig seyn, Seppel," fuhr der Müller fort, „die Marie muß dir gleich ein Frühstück bereiten."

Da meldete ein Knecht Seine Hochwürden den Herrn Pfarrer, der den Müller zu sprechen wünsche. „Nun sieh da, kaum tritt der Bräutigam ins Haus," sagte kichernd der Müller, „so kommt schon der Herr Pfarrer, um den Knopf zu machen. Nun unterhalte dich, Seppel, einstweilen mit der Marie, bis ich mit dem geistlichen Herrn fertig bin, gewiß eine Spende zu wohlthätigen oder frommen Zwecken oder sonst so etwas."

Aber die Nachricht, welche der Herr Pfarrer brachte, enthielt nichts solches, auch für den Müller gar nichts Erfreuliches, nämlich das unglückliche Verhältniß Mariens.

Zürnend stampfte der Müller mit dem Fuße, als ihm der Gruß des tollen Hans einfiel, der nun in alle Welt und außer dem Gebiete seiner Rache war. „O du Schande meines Hauses," rief er aus, „so eben kam Mariens Bräutigam und nun dieser hinkende Bote, und Schimpf und Schande folgen ihm, nicht nur ist meine Freude vernichtet, sondern sogar mein Haus und mein Name sind entehrt."

„Ruhig Warner," wendete der Pfarrer ein, „daß es so weit nicht komme, dafür laßt mich sorgen, Eure Tochter reist zu einer

Base von mir in die Stadt und wartet dort ihre Niederkunft ab, bleibt das Kind am Leben, so zieht die Base es auf, Eure Tochter kommt dann wieder und keine Seele außer uns weiß etwas von ihrer Entehrung."

„Daß ich sie nicht als Jungfrau trauen kann, versteht sich, aber mein Kaplan weiß von der Sache nichts, und wenn Eure Tochter heirathet, so verreise ich zufällig, Ihr versteht mich. Der Bräutigam muß eben noch ein Jährchen zuwarten, hat ja der Erzvater Jakob gar sieben Jahre warten müssen, bis er seine geliebte Rachel bekam."

Der Müller ließ sich auf diese Weise trösten, unter dem Vorwande, daß die Tochter, noch zu jung und zu unerfahren sey, daher noch vorher in der Stadt einige Bildung erhalten müsse, wurde Seppel aufs nächste Jahr vertröstet. Der würdige Seelsorger traf das Nöthige, und als Marie zurückkam, hatte sie wirklich an Bildung und sogar an körperlicher Schönheit gewonnen, den Knaben, welchen sie geboren, behielt die Base des Herrn Pfarrers in der Pflege.

Die Hochzeit war vorüber, da war der Himmel freilich voll Geigen gehangen, Mariens Brautkranz hatte, wie ein ächter, geschimmert und die 3000 Thaler, die Seppel als Elterngut mitgebracht, hatten dem alten Müller ganz lieblich in die Augen gefunkelt, aber den Flitterwochen folgten nur zu bald die Bitterwochen, denn es zeigte sich, daß Seppels Elterngut nicht hinreiche, alle die Schulden, die er ledig gemacht, zu bezahlen, ferner, daß er dem Trunke und Spiele ergeben sey.

So lange Vater Barners Thaler indeß die Lücken füllten, die das Spiel und die unordentliche Lebensweise in des jungen Müllers Vermögen machten, ging alles noch gut, als aber diese Quelle zu fließen aufhörte, als bereits nach einigen Jahren auf der Mühle schon bedeutende Hypothekschulden hafteten, da

bekam Marie ein Jammerleben, sie sollte immer vom alten Vater Geld erpressen. Dieser, der wohl einsah, daß bei solch einem Treiben ihm die Aussicht offen stehe, mit seiner Tochter und deren Ehemanne gar noch im Greisenalter betteln gehen zu müssen, hatte klüglich einen Stumpen Geld zurückbehalten und unter Mitwirkung des Klostervogts eine Unterkunft in einem Spitale gefunden, wodurch er gänzlich vor den Zudringlichkeiten des Schwiegersohns sich sicherte. Bei der Heirath war kein Austrag für den Schwiegervater gemacht worden, weil dieser bei dem Vermögen Seppels und seinem eigenen an gar keine Möglichkeit gedacht hatte, je in einen solchen Fall zu gerathen.

Als für Seppel die Geldquelle des Schwiegervaters versiegt war, und auch der Klostervogt den Consens zu weitern Kapitalsaufnahmen auf das Mühlgut verweigerte, sohin kein Geld mehr zum Spiele floß, verlegte sich Seppel aufs Trinken vollends, ein Glück für ihn, daß ein guter Mühlgehilfe das Geschäft ordentlich besorgte und die Mühle in der ganzen Gegend die einzige war.

Das erste Jahr von Mariens Ehe war kinderlos geblieben, im zweiten hatte sie ein Mädchen, gottlob den einzigen Sprößling aus dieser Ehe geboren. „Wäre es ein Knabe gewesen," sagte sie, „er müßte Schmerzenreich heißen, wie der Sohn Genovefa's, da es aber ein Mädchen ist, so soll es heißen, wie die Mutter, die unter dem Kreuze, an dem ihr göttlicher Sohn blutete, ein dreifaches Schwert durchdrang, soll heißen wie ich, Maria." Die Pflege und nachher der Unterricht dieses Kindes ward ihr zur angenehmen Beschäftigung.

Plötzlich starb ihr Vater, wo sein Geld hingekommen, wollte niemand wissen, kurz Maria bekam nichts. auch von ihrem Sohne liefen immer schlimme Nachrichten ein, in keiner Lehre blieb er, keine Ermahnung der Lehrherrn, keine Zusprache,

seiner Erzieherin fruchtete, Maria war selbst zweimal unter einem Vorwande in die Stadt gereist und hatte ihm mütterlich ins Herz geredet, es half wohl, aber nur für kurze Zeit, der leichte Sinn kehrte immer wieder, kurz er gab die traurige Hoffnung — ein Taugenichts zu werden. Da erfuhr sie, daß er gar mit den Franzosen fortgezogen sey und niemand wisse, wohin.

Aber der Wermuths-Trank ihres Leidwesens war noch nicht vollends geleert, ihr stand die Hefe noch bevor.

Der Krieg mit seinen Verwüstungen, der rings umher tobte, hatte bisher die Gegend noch verschont, jetzt zog er sich auch hieher, in der Nähe des Dörfchens wurde eine Schlacht geliefert.

Ein Kornet und 3 französische Husaren drangen in die Mühle und forderten Geld. Man sah es ihnen an, daß sie irgend einem Weinkeller tüchtig zugesprochen, und auch Müller Seppel hatte heute seine gewöhnliche Ladung. Die Husaren wurden zudringlich, der Kornet stampfte mit dem Fuße und verlangte durchaus Geld. Da warf ihn ein Faustſtoß des Müllers der Länge lang unter den Tisch. Dieß war das Signal, im Augenblicke waren die übrigen Husarenklingen blank und mit tiefem Kopfhiebe sank der unglückliche Müller nieder. Die Husaren vertheilten sich nun in der Mühle, die verborgenen Thaler zu suchen. Maria hatte ihre Tochter, die zum lieblichen 15jährigen Mädchen herangewachsen war, um sie vor den rohen Soldaten zu schützen, in ein geheimes Kämmerchen in der Mühle verschlossen, ein Zufall ließ den Kornet dieses Kämmerchen und darin statt des gehofften todten Schatzes einen lebenden finden, der Wein und die aufgeregte Sinnlichkeit stürmten auf ihn ein. Umsonst durchdrang Mariens Hülfgeschrei die Luft, wer sollte ihr helfen? der Knecht war in der Stadt, der Vater lag am Tode, die Mutter und die Magd waren zu schwach und von den Gefährten des Kornets ließ sich gewiß keine Hülfe erwarten, um so mehr, als sie seine Untergebene waren, und doch hatte der

schützende Engel der Unschuld ihr schon den Retter gesandt. Ein französischer Stabsoffizier trat plötzlich ins Stübchen und machte dem Kornet die gebührenden Vorwürfe seines Benehmens.

Der zu viel genossene Wein und der Zorn, sein Vorhaben so plötzlich vereitelt zu sehen, ließen den Kornet die dem Vorgesetzten schuldige Achtung und seine Pflicht vergessen, er drang mit dem Säbel auf den Stabsoffizier ein. „Unglücklicher, was thun Sie," rief ihm dieser zu, seine Hiebe parierend „Ihr Leben ist verloren." — „Gleichviel," erwiderte der Kornet, „der Tod nehme der Opfer zwei, ein drittes hat er sich schon in dieser Mühle geholt."

Während die Beiden fochten, durchdrang aufs Neue Mariens Hülfgeschrei die Luft. Da sprang erschrocken die Mutter herbei. „O Gott!" rief sie aus, „da raufen sich die Wölfe um das Lamm, wer das unschuldige zerreißen soll. Nein! habt Ihr meinen Mann gemordet, so mordet auch mich; bevor Ihr meiner Tochter Unschuld erwürgt, muß Euer Stahl durch meine Brust," und mit diesen Worten stürzte sie sich zwischen die Streiter. „Mutter! Marie!" riefen Beide und wie von eines mächtigen Arme gelähmt, sanken beider Säbel zur Erde.

„Nun!" hat ein schwaches Weib Euch bezwungen oder besinnt Ihr Euch vorher, was Ihr thun wollt? fragte die Müllerin. „Mutter," sagte Marie, auf den Stabsoffizier zeigend. „Dieser Herr ist mein Schutzengel, ihm verdanke ich Unschuld und Leben! „Mutter verzeih," sagte mit abgewandtem Gesichte der Kornet. „Also du Unseliger bist's," sagte die Müllerin, mit Schrecken im Kornet ihren Sohn Karl erkennend. „Du bist Schuld an dem Tode meines Mannes und wolltest jetzt noch gewaltsam Blutschande an deiner Schwester üben."

„Dein Vater, der tolle Hans, hat zwar tolle, aber keine schlechten Streiche begangen, deßhalb treffe dich doppelt der Mutter Fluch"!

„Halt ein Marie," sagte der Oberst. „Verzeih' ihm, wie ich ihm

verzeihe. Sein Vater, der tolle Hans, steht vor dir. Dich habe ich seit 18 Jahren nicht mehr, meinen Sohn heute zum Erstenmale gesehen und auf sonderbare Weise kennen gelernt.“ „Vater, Mutter verzeiht!“ rief der Kornet, indem er zu ihren Füßen auf die Knie niederstürzte. „Dieß sei meine erste und letzte schlechte That, ich will sie durch gute versühnen!“

„Steh auf,“ riefen beide, und gleich darauf trat ein Wachtmeister ein, dem Kornet verkündend, daß so eben Ordre zum Aufbruche gekommen sey. „Lebt wohl,“ rief der Kornet, „ich löse mein Wort!“ und stürmte von dannen.

Unten lag der Müller gepflegt von der alten Magd.

Als sein Weib und der französische Oberst eintraten und letzterer des Müllers Blicke begegnete, rief der Müller erschrocken aus. „Weh mir, ich sehe meinen Tod, der tolle Hans steht vor mir. Mir hats geträumt, wenn ich ihn wiedersehe, so werde ich sterben. Gott sey gnädig — meiner Seele!“ — Das Leben war aus ihm gewichen.

Der Friede mit seinen Segnungen war wiedergekehrt, ach der Krieg hatte so manches Schöne begraben, manches Alte verändert, das Kloster, zu welchem das Dörfchen und die Mühle gehört hatten, war schon früher säkularisirt und endlich gar verkauft worden. Ein reicher fremder Herr hatte dasselbe mit seinen umliegenden Besitzungen käuflich an sich gebracht.

Man wußte von diesem neuen Gerichts- und Grundherrn weiter nichts, als daß er ein Baron sey, viel Geld besitze und der Herren Länder vom Sonnen-Aufgang bis zum Niedergange bereist und unter den französischen Adlern sich Lorbeern erfochten habe.

Er zeigte sich sehr herablassend und unterstützte die durch Krieg und hohe Abgaben herunter gekommenen Bewohner des Dörfchens wahrhaft väterlich nach Bedürfniß, so daß sie

den Tag segneten, an welchem ihnen dieser brave Herr gegeben worden war, der ihnen wieder die guten Klosterzeiten gab, während es ihnen zur Zeit der fürstlichen Regie-Verwaltung, wo der Rentbeamte die Gebühren, wie sie im Kloster Soll zwar verzeichnet, aber nie in solchem Maaße erhoben worden waren, seiner Amts-Einweihung zufolge erhob und mit Strenge eintrieb, hart genug ergangen war.

Eben saß der Herr Pfarrer an seinem Pulte, um die Erndtefest-Predigt zu konzipiren, in welcher er auch vielen gebührenden Dank dem gnädigen Gutsherrn mit einfließen ließ, als an seiner Thüre gepocht wurde und dieser selbst an der Hand der festlich geputzten Müllerin eintrat.

Vor Staunen fiel dem Pfarrer die Brille aufs Pult. „Welche Ehre und Freude zugleich wird mir zu Theil," sagte er aufstehend und das Barret vom Silberhaupte nehmend, „unser allgeliebter gnädiger Herr und mein geliebtestes Pfarrkind zugleich, womit kann ich dienen?"

„Ich wünsche mich zu verehlichen mit dieser Frau," sagte der Freiherr. „Hier sind die Papiere." War das Staunen des würdigen Pfarrers schon groß, so wurde es jetzt noch größer und sollte noch wachsen. „Nun das freut mich," sagte er, „die Marie verdients, sie hat in ihrem Leben viel erduldet, Gott mög ihr das jetzt an Freude zukommen lassen, was schon Uebles über sie kam, sie ist mein liebstes Pfarrkind," aber indem er die Papiere zurückschob, fuhr er fort: „Ich bitte recht sehr, ich bin überzeugt, Ihr Wille ist mir ja schon Befehl, ich bedarf der Papiere nicht."

„Nun, den Taufschein bedürfen Sie doch, die Schriftzüge sind Ihnen ohnehin nicht unbekannt," fiel der Freiherr ein, indem er ihm solchen in die Hand gab. Der Pfarrer setzte die Brille wieder auf, und las: Anno Domini 1768 den 8. Hornung ist geboren und in hiesiger Pfarrkirche getauft worden

„Johannes," ehelicher Sohn des Andreas Müller, Söldner

zu S. und seines Eheweibs Marianne, einer geb. Grufin, Taufzeugen waren &c. „Was ist das," sagte der Pfarrer, in vollkommenem Staunen: „Euer Gnaden produziren mir ja hier in **optima Forma** den Tauschein des tollen Hans?"

„Was macht das," erwiderte der Freiherr lächelnd, „die Urkunde ist so gut ächt, und geht mich an, als hier mein kaiserliches Freiherrn-Diplom, der Unterschied ist nur der, daß der Freiherr erst aus dem tollen Hans geworden ist. „Und dann," fuhr er fort, „ist, wie Ihnen Herr Pfarrer bekannt, der tolle Hans dieser Frau den Gatten und ihrem Sohne, der jetzt Offizier in französischen Diensten ist, den Vater schuldig, der Freiherr soll jetzt diese Schuld lösen, die der tolle Hans nicht zu lösen vermocht hat." —

„Nun lässest du deinen Diener in Frieden scheiden," sagte der Pfarrer, die Thräne sich von der Wange wischend, „da ich diese dreifache Freude noch erlebt habe. Noch eins," fuhr er fort, „ich habe den Rücklaß der Mutter des tollen Hans **ad depositum** genommen und verzinslich angelegt, was befehlen Euer Gnaden, daß ich jetzt mit diesem Gelde anfangen soll, das Ihnen gehört und gegen 600 Thaler jetzt betragen mag. „Edler Mann," fiel der Freiherr ein, indem er Papiere aus seiner Brieftasche nahm, „hier sind weitere 600 Thaler. Diese Summe soll als Stiftung angelegt, davon alle Jahre drei arme Männer gespeist und getränkt, alle 20 Jahre aber ein armes junges Paar aus dem Dorfe ausgestattet und mir und meiner Gattin nach unserm Tode davon alljährlich eine Seelenmesse gelesen werden, und diese Stiftung heiße zu ewigen Zeiten die Stiftung des tollen Hans.

Hans war in die Fremde gezogen, so schnell als nur immer die Füsse ihn trugen, er war in banger Furcht, von nachgesandten Husaren ergriffen und in die Soldatenjacke gesteckt zu werden, er fürchtete wirklich den Soldatenstand. — Doch gerade, indem

er seinem Schicksale entfliehen wollte, lief er demselben spornstreichs in die Hände. Schon hatte er den Rhein überschritten, glaubte sich vor aller Spähe sicher und des gefürchteten Soldaten-Lebens enthoben zu sein, als er, der bei einem Bauern im Elsaß einen ganz guten Dienst gefunden hatte — plötzlich gezwungen wurde, — ein Freiwilliger der jungen Republik Frankreich zu werden und Blut und Leben für eine Freiheit und ein Land zu opfern, die beide ihn gar nichts angingen.

Doch war es sein Glück, statt vielleicht in Flandern oder am Rhein am Faulfieber zu sterben, oder, wie es vielen von der Reichsarmee ergieng, mit einem Stecken, statt der Waffen, in die Heimath zum Gespötte wieder zu kehren, war es sein Geschick, in Frankreich gegen die Vendeer zu streiten, Holland erobern zu helfen, den General Bonaparte nach Aegypten zu begleiten und hier an den Pyramiden, von denen 40 Jahrhunderte herniedersahen, erblühte sein Glück.

Krankheit und der glühend heiße Sand, der die Blindheit so vieler nach sich zog, hatten im französischen Heere ziemliche Lücken gemacht, wer sich nur ein wenig ausgezeichnet hatte, und des Lesens und Schreibens auch nur etwas kundig war, hatte Hoffnung gewisser baldiger Beförderung, so auch unser Hans, oder **Jean Müller**, wie er jetzt sich nannte. Daß er als Knabe fleißig gewesen und namentlich einigen Unterricht im Lateinischen genossen hatte, kam ihm fürtrefflich zu statten. Er stieg von Stufe zu Stufe.

Als in der Entscheidungsschlacht bei Marengo der General Dessaix mit seiner Armee aus Aegypten dem ersten Konsul als ein rettender Engel erschien, war Müller bereits einer seiner Offiziere. Kein Wunder, daß er bereits als Oberst im Jahre 1809 zum ersten Mal in seinem Leben — als Feind im eigenen Vaterlande erschien. Er hatte seitdem so weit von der Heimath entfernt, im Gewühle der Schlachten von den Seinigen, von Marien und was aus ihrem Kinde geworden sein möge, nichts mehr erfahren, daß

aber seine, bei seiner Abreise schon hochbetagte Mutter (sie hatte erst spät geheirathet) nicht mehr lebe, das konnte er sich mit Gewißheit vorstellen.

Als gerade in der Nähe des Dörfchens eine Schlacht vorgefallen war, da zog es ihn gewaltig, selbst als **Sauvegarde** in der Mühle zu erscheinen, um doch wenigstens den Gegenstand seiner Jugendliebe, wenn er noch lebte, und die Ihrigen vor Mißhandlung oder vielleicht gar vor Entehrung zu schützen, und er kam gerade zur rechten Zeit, um einer Blutschande des eigenen Kindes vorzubeugen.

Die Freude über das Wiedersehen des Jugendgeliebten und die durch ihn von Gott verhängte Rettung der Ehre ihres Kindes, so wie die gegebene Hoffnung, daß ihr Sohn, der doch bereits Kornet geworden, auch nicht mehr unter die verlornen Schafe gezählt werden dürfe, trugen bei Marien vieles bei, den heftigen Schmerz über ihres Gatten gewaltsamen Tod zu mildern, der ihrem ohnehin schon hart angriffenen Leben den Todesstoß sonst vollends gegeben haben würde.

Als ihr Retter sich von ihr beurlaubte, nahm er ihren Dank und den Wunsch, ihn bald glücklich und gesund wieder kehren zu sehen — auch aufs Neue nach 18jähriger Trennung ein Herz voll Liebe mit sich. Hatte er früher sein Leben wenig geschont, weil er ja doch niemand in der ganzen Welt, wie er glaubte, mehr hätte, der ihn anging, so lebte jetzt seine Jugendgeliebte, eine noch immer schöne Wittwe, lebte ihr beiderseitiger Sohn noch, jetzt war er diesen beiden schuldig, sein Leben möglichst zu erhalten.

Die harten Treffen bei Eßlingen und Aspern und die Entscheidungsschlacht bei Wagram, in welcher dem Tode so viele der vorzüglichsten französischen Offiziere, die er in Aegypten und Syrien, Italien und Spanien verschont hatte, ein Opfer wurden, gingen an ihm und seinem Sohne unbeschadet vorüber, wohl

aber hatte ein Prellschuß, der zum ersten Male seine Brust, gerade in der Gegend des Herzens getroffen, ihn gewarnt, daß, da sein Herz jetzt ohnehin verwundet sei, er zum Soldaten nicht mehr tauge, auch hatte er ja lange genug und ruhmvoll einem fremden Staate gedient. Zudem brauchte man ja seiner Kriegsdienste nicht mehr, da die Eheverbindung des franz. Kaisers mit dem Hause Habsburg der Welt in Kurzem den allgemeinen Frieden geben sollte.

Er suchte daher seine Quieszenz nach, die ihm auch sein Kaiser gewährte, nicht genug, er erhob seine ehemahligen Kriegsgefährten in Aegypten, dessen Brust bereits die Orden der Ehrenlegion, so wie manch anderer zierte, als von Mühlheim in den Freiherrnstand.

Wieder wehte die weiß und rothe Kirchweihfahne vom Kirchthurme des Dörfchens S. Wieder scholl so heiter, wie vor 20 Jahren vom Wirthshause das Fidelgetön und das Jauchzen der muntern Dorfjugend. Unter einer stattlichen und schattigen Linde am Hügelabhange seitwärts des Dörfchens hatten sich drei Bauersmänner gelagert. Man sah es ihnen wohl an, daß der liebe Gott, sie nicht zum Wohlleben, sondern zu harter Arbeit in diese Welt gesetzt hatte, und dennoch waren sie heute vergnügt, als ob nicht morgen wieder die harte Zeit des Schweißes wieder für sie beginne, ihnen schmeckte ein Kirchweihknopf und eine Flasche weißes Bier besser als manchem Städter die köstlichen Leckerbissen. Zu ihnen hatte sich ein Fremder gesellt, wenn er gleich in einen schlichten Jagdrock gekleidet war, so beurkundeten doch funkelnde Ringe an den Fingern, so wie die edle Haltung und sein ganzes Wesen den Mann vom Stande.

Ein Bedienter, auch in Jägerkleidung, hatte ein Paar Flaschen Wein, Brod und ein Humpen-Glas vor ihn, der sich auch im Grase gelagert hatte, hingesetzt, er selbst las in einem

Buche und schien sich nicht um die Bauern zu kümmern, wie auch diese durch die Ankunft des Fremden sich in ihrer Gemüthlichkeit durchaus nicht stören ließen.

„Michel“, fieng einer davon an, indem er seinem Nachbar das Glas zubrachte, „sollst leben, jetzt freut einen doch das Leben wieder etwas, da man doch weiß, für wen man den sauern Schweiß vergießt und nicht Soldaten und Amtsboten die Frucht desselben einem von der Nase wegfischen.“

„Unser braver, gnädiger Herr soll leben, und seine Braut, die Müllerin daneben,“ rief Ulrich aus. „Seit des tollen Hans Zeiten war ich nicht mehr so vergnügt, wie heute, und wie köstlich ists nicht unter dieser Linde, mag der tolle Hans noch so viele tolle Streiche begangen haben, daß er diese Linde setzte, war gewiß kein toller Streich, sondern ein ganz köstlicher Einfall. Schade nur, daß er nicht selbst den Schatten dieser Linde genießen kann, wollte er doch mit seinen Enkeln darunter sich wohl thun, wie er sagte, der arme tolle Hans!“

„Wer war denn der tolle Hans?“ fiel jetzt der Fremde ein.

„Ein junger Bauernbursche aus unserm Dorfe, der diese Linde pflanzte, den aber sein leidiges Schicksal vor 20 Jahren in die weite Welt trieb, und auf dem jetzt wohl schon lange Gras wuchert, wenn ihn nicht gar ein wildes Thier gefressen hat, denn hören hat er nichts mehr von sich lassen,“ erwiderte Ulrich. „Schlimmer als uns könnte es ihm doch nicht gehen,“ fiel Kaspar ein.

„Ei das ist ja kein Kirchweihgespräch,“ sagte der Fremde, „Heute muß man aufgeräumt seyn und Ihr macht ja ein Gesicht wie der Kaiser Leopold auf den alten Groschen!“

Verwundert schauten die drei Söldner auf, denn dieß Sprichwort hatte gerade der tolle Hans öfters im Munde.

„Kommt,“ fuhr der Fremde fort, „weg da mit Euerm weißen Bier, trinkt von meinem Weine, nicht wahr, Ihr habt in Eurer Jugend auch schon Wein getrunken, ja einen Heidelbeersaft

mit Zucker und gewürzt, den der Wirth Euch als Malaga vorsetzte und sich zahlen ließ, aber das ist ächtes Gewächs, das macht keinen Katzenjammer."

Die Drei ließen sich nicht lange nöthigen, der Wein belebte bald ihre Zunge, man trank auf's Wohl des gnädigen Herrn, das des Fremden, und endlich brachte Ulrich auch das des Pflanzers der Linde aus, denn, rief er aus, ohne ihn wären wir mit diesem Herrn nicht zusammengetroffen, da nahm der Fremde den Humpen und sagte: „Sollt leben Ulrich, Michel und Kaspar viele Jahre noch!"

Erstaunt schauten die Söldner bald einander selbst, bald den Fremden an, den sie heute zum Erstenmale zu sehen glaubten und der sie doch alle so genau, bei ihren Taufnamen sogar, kannte. Ulrich aber faßte den Fremden näher ins Auge, dann nahm er das Humpenglas, hob es in die Höhe und rief: „Nochmal soll der Pflanzer dieser Linde leben Hoch! der tolle Hans sitzt, wie er leibt und lebt neben uns. Nun das freut uns," fuhr er zum Fremden gewendet, fort, „das hätten wir uns nie geträumt, daß wir hier nach 20jähriger Trennung unter dieser Linde wieder zusammenkommen. Nun Ihr möget weit in der Welt herum gekommen seyn, und eine wärmere Sonne als die unsrige mag Eure Haut gebräunt haben, aber ich kenne Euch doch und Euer braves Herz habt Ihr auch noch."

„Schade nur, daß Ihr nicht früher gekommen seid, Ihr hättet Eure Marie auch wieder haben können, aber die ist jetzt Braut und zwar mit einem noch reichern, als Ihr, so angesehen auch Ihr seyn möget, wie Eure funkelnden Ringe da sagen, nämlich, mit unserm gnädigen Gutsherrn selbst, die Müllerin kann vom Glück sagen, wiewohl sie es jetzt bei Euch gewiß auch nicht schlecht haben würde."

„Der Gutsherr ist weder reicher noch angesehener wie ich," sagte lächelnd der Fremde, indem er wie zufällig seinen Jagdrock

aufknöpfte, daß seine Uniform und sein Orden sichtbar wurden. „Heiliger Gott," rief auf einmal Kaspar aus, „unser toller Hans und unser gnädiger Herr sind Eine Person." Alle drei stürzten nun dem Freiherrn zu Füßen, und baten ihn um Verzeihung, daß sie so dreist mit ihm gesprochen hätten.

„Laßt das," sagte der Freiherr, indem er sie aufhob, „Ihr waret meine liebsten Jugendgespielen, absichtlich habe ich Euch diese Freude bereitet, ich dachte es mir, daß ihr den Abend hier zubringen werdet, eine andere Freude steht Euch auch noch zu Hause bevor, und auf Morgen lade ich euch zu meiner Trauung und Hochzeit, auch sollt ihr, so lange ihr lebet und gesund seyd, alle Jahre unter dieser Linde am Kirchweihfeste festlich bewirthet werden."

„Unterdessen gehabt Euch wohl," sagte er im Fortgehen, indem er jedem die Hand treulich drückte, „trinkt die andere Flasche auf meine und meiner Braut Wohlseyn vollends leer, und du Ulrich, der du mich zuerst erkannt hast, behalte das geschliffene Humpenglas zum steten Angedenken."

Zu Hause angelangt, erfuhren sie, daß zu jedem ein Amtsbote ein Schreiben gebracht und dabei geschmunzelt habe. „Da stehe etwas recht Erfreuliches darin" — es enthielt, daß sie und ihre Nachkommen, so lange sie im Besitze ihrer Leerhäuser sind, von allen grundherrlichen Abgaben und Lasten befreit seyn sollten.

In demselben Jahre, an welchem hundertfacher Kanonendonner von den Wällen von Wien und Paris der Welt die Vermählung des Kaisers der Franzosen mit der Tochter des Kaisers von Oesterreich verkündete, wurde auch unter lautem Pöllerknallen im Dörfchen S. die Vermählung des Freiherrn von Mühlheim mit der Müllerswittwe Marie Pfeiffer gefeiet. Lauter Jubel ertönte. Der würdige Pfarrer eröffnete den Akt mit einer Rede, worin er den Freiherrn mit dem ägyptischen Joseph ver-

glich, wie dieser in Aegypten sein hohes Glück und dann das seiner Brüder gegründet, so habe Gott auch den jetzigen Gutsherrn dortselbst sein Glück finden und dann durch ihn auch das Glück der Bewohner des Dörfchens, in welchem er geboren, gründen lassen. Der Freiherr sei nämlich ein Söldnerssohn aus S. Eine verbotene Liebe zu seiner jetzigen Braut, die er als armer Bursche doch nicht hätte ehelichen können, habe ihn aus der Heimath getrieben, sein Glück in der Fremde zu suchen, und siehe da, das Glück habe ihn selbst gesucht. Er habe müssen französischer Soldat werden, um zu Ehrenstufen zu gelangen, die er in seinem Vaterlande wohl nie erlangt hätte.

Die Müllerin habe viel gelitten, Gott vergelte es ihr nun schon auf dieser Welt, sie werde ihres Jugend-Geliebten, des nun mehrigen reichen Gutsherrn glückliche Frau.

Dann erzählte der Herr Pfarrer die Errichtung der Stiftung des tollen Hans, die schon heute ins Leben trete, indem ein armes, junges Paar zugleich mit der gnädigen Herrschaft getraut und ausgestattet werde, und drei arme Männer festlich gespeist würden, vielmehr heute sogar Hochzeitgäste an des gnädigen Herrn Tafel seyen.

Als der Akt vorüber war und man die Kirche verließ, durchtönte wieder lautes Pöllerkrachen und Vivatschreien die Luft, Hoch lebe der gnädige Herr von Mühlheim, unser toller Hans und seine Braut, die Müllerin.

Die Vermählung Napoleons mit Marie Louise hatte der Welt den versprochenen allgemeinen Frieden nicht gegeben, erst dem Phönix Rußlands, der aus Moskau's Flammen erstand, war es vorbehalten, der Welt diesen Frieden zu verschaffen.

Unter den vielen Opfern, welche in Rußlands Steppen, wo der kalte Winter und der Hunger die große Armee vernichteten,

den unbekannten Todesweg gingen oder vermißt wurden, befand sich auch der junge Freiherr Karl von Mühlheim. Den Schmerz über diesen Verlust tröstete den Freiherrn der Umstand etwas, daß seine Gattin ihn nochmal mit einem Sohne beschenkt hätte.

Unterdessen war Mariens Tochter zur prangenden Jungfrau heranwachsen und hatte bereits das 26ten Jahr erschritten, ohne daß bisher Liebe ihr Herz für Jemand empfunden hätte. Da kam der Sohn des herrschaftlichen Verwalters, ein auf Hochschulen und Reisen gebildeter junger Mann, zu seinen Eltern auf Besuch und fühlte Neigung zu Marien, die sie dem lieben jungen Manne um so mehr erwiderte, als ihren Eltern diese Wahl angenehm war. Es wurde für das junge Paar ein benachbartes Gut erkauft. Auf den Anna Tag 1816 wurde die Vermählung festgesetzt. Der Freiherr bezeugte dabei eine vorzügliche Geschäftigkeit, obwohl Marie doch nicht sein eigenes Kind war. Ganz großartig sollte dieß Fest unter der Linde und nachher im herrschaftlichen Gute gefeiert werden. Bekannte und Herrschaften aus der Umgegend waren dazu geladen.

Bereits am Vorabende fand das Vorfest unter der Linde statt, bei welchem auch die drei Söldner, festlich gekleidet, nicht fehlen durften.

Nicht aus Zufall, sondern aus eigenem Auftrag des Freiherrn, waren zwei Gedecke mehr aufgetragen worden, weil derselbe noch zwei theure Gäste, von welchen einer sogar der Brautführer werden sollte, die er aber niemand, selbst seiner Frau nicht benannte, dabei erwartete.

Eben war bereits alles unter der Linde versammelt, als eine Postkutsche angefahren kam, aus welcher ein russischer Stabsoffizier und eine kostbar gekleidete Dame stiegen. Ersterer stürzte mit dem Ausrufe Vater! Mutter! in die Arme der Freude durchdrungenen Eltern. Dann stellte er ihnen seine Gemahlin vor, und endlich umarmte er auch seine Schwester mit den Worten:

„Dießmal kommt dir meine Umarmung doch nicht so unerwünscht wie meine erste.“

„Nun für den damaligen Schrecken entschädige ich dich dadurch, daß ich dein Brautführer werde und dir den Hochzeitschmuck behändige;“ wobei er ihr eine Perlenschnur mit diamantenem Kreuze umhängte.

„Loser Mann,“ sagte die Freifrau, „also dieß sind die erwarteten Gäste, das wußtest Du also vorher, darum die große Vorbereitung.“ „Ich wollte dir doppelte Freude machen, und ich glaube, ich habe meinen Zweck erreicht,“ erwiderte der Freiherr.

„Liebe Eltern,“ sagte Karl, „ich habe damals Ihnen versprochen, meine schlechte That durch gute zu sühnen, ich glaube, ich habe Wort gehalten. Aber hier habe ich keine Heimath, meine wahre Mutter darf ich nicht öffentlich als solche bekennen. Gott gab Ihnen, hier nahm er den kleinen Franz auf den Arm, in diesem Kinde einen andern Erben — mir in Rußland Reichthum, Ehre und — diesen Engel zur Frau. Auch ich bin Staabsoffizier.“ Dann erzählte er: „unter den zahllosen Opfern, die damals in Rußland dem Tode oder schmerzlicher Gefangenschaft zum Opfer wurden, befand auch ich mich. Gefangen wurde ich mit andern halb entkleidet, wie das liebe Vieh fortgetrieben und bei Nacht in Ställen eingesperrt, so sollte die Reise nach Sibirien fortgehen, in dieser Jahreszeit und in diesen traurigen Umständen, kein Wunder, daß die meisten erlagen.“

„Eben wurde ich aus einem Edelhofe mittels Lanzenstößen, da ich kaum mehr gehen konnte, fortgetrieben und stieß vor Schmerz deutsche Jammertöne aus, jedes französische Wort hätte die Wuth meiner Peiniger, welche die Franzosen zum Tode haßten, noch mehr gereizt, mein Jammerrufen drang in das Ohr der Tochter des Gutsherrn, die deutsch gelernt hatte, der Engel bat ihren Vater, ich sei ja kein Franzose, sondern ein Deutscher, und bei solcher Behandlung müßte ich jämmerlich zu Grunde gehen.

Der Edelmann verwendete sich nun für mich bei dem Führer der Truppe, daß ich, bis ein zweiter Transport nachkomme, einstweilen auf dem Edelhofe bleiben und meine Gesundheit pflegen könne. Meine gute Natur und die Pflege halfen mir bald. Da erscholl die Nachricht, daß eine russisch-deutsche Legion errichtet werde, ich meldete mich sogleich als Freiwilliger und wurde gern angenommen, wenn auch nur als Gemeiner engagirt, hoffte ich die Epaulette doch bald wieder zu erwerben, was mir gelang, ehe ich noch den Rhein überschritt, ich zeichnete mich in den Schlachten in Frankreich vorzüglich aus und wurde zum Staabsoffizier befördert. Als Napoleon zum zweiten Male gestürzt und allgemeiner Friede eingetreten war, nahm ich Urlaub, um den Edelmann und seiner Tochter, denen ich mein Leben und Glück zu verdanken hatte, zu besuchen."

„Der Edelmann fand sich hoch geehrt durch meinen Besuch, und war stolz darauf, daß er Rußland einen so stattlichen Offizier, wie er mich nannte, gegeben habe."

„Damals dachte seine Tochter gewiß nicht daran, daß der halb entkleidete, blutbesprizte, unglückliche Gefangene, für den sie gebeten, ihr Gatte werde."

„Durch diese Bitte habe ich mein eigenes Glück gegründet," fiel seine Gmahlin ein, „ich habe dem Vaterlande einen tapfern Krieger und mir einen braven Gatten erworben, wie leicht hätte mich das Loos an einen Nichtswürdigen fesseln können."

„Meine frühern Briefe," fuhr Karl fort, „waren nicht an meinen Vater gelangt, erst die spätern erhielt er. Unterdessen war ich bereits glücklicher Gatte meiner Retterin geworden und wir beschlossen, Sie, theure Eltern, zu besuchen. Hiezu bestimmte der Vater die Zeit dieses Verlobungsfestes."

In allen Augen schwammen Freudenthränen, am meisten angegriffen fühlte sich der würdige geistliche Greis. „Lieber Gott, sagte er, „also deßwegen, daß ich die Freude noch erlebe, den Zög-

ling meiner Base, den ich zuerst verloren, dann umgekommen glaubte, so glücklich und geehrt zu sehen, hast Du mir so viele Jahre geschenkt. Dein Name sei geheiliget!"

Die Trauung war vorüber, wieder war alles unter der Linde versammelt, ein angenehmer Abendwind wehte durch ihre Zweige, deren Blüthen sich heute geöffnet hatten und Wohlgerüche verbreiteten. Da tönte in den Jubelruf der Freude des Zügenglöckchens Schall und gleich darauf hieß es, der würdige Herr Pfarrer, der Morgens früh das junge Paar verbunden, sei so eben verschieden.

„Das ist der Welt Schicksal," sagte der Freiherr, Thränen sich von der Wange wischend, „in den süßen Kelch der Freude fällt gewöhnlich auch ein bitterer Wermuthstropfe."

Der Räuber und der Hund.

In einer der gesegnetsten Gegenden Mährens, wo der Fußpfad durch üppige Wälder und lachende Wiesen sich hinaufwindet zum Schlosse des Freiherrn von S., stehen kaum 20 Schritte von einander, zwei kolossale Eichen.

Bei dem einen dieser Bäume, an dessen Stamme ein Marienbild angebracht ist, das der Freiherr von S. erst im letzten Jahrzehnt hatte erneuern und durch ein Vordach gegen die schädlichen Einwirkungen der Witterung schützen lassen, geht kein Landmann vorüber, ohne andachtsvoll den Hut oder die Mütze zu rücken, während bei dem andern nicht leicht einer Abends, wenn die Betglocke verhallt ist, vorüberkommt, der sich nicht bekreuzigte, um sich vor den bösen Einwirkungen des Gott sey bei uns, der um solche Zeit daselbst sein Spiel treibe, zu schützen.

I.

Es war eine kalte Märznacht des Jahres 1830, giftige Nebel stiegen von dem durch die anhaltende grönländ'sche Kälte starren Boden auf und in und aus ihnen entwickelten sich die Stoffe jener Gewitter, die im folgenden Sommer, sowohl am wirklichen als am politischen Himmel aufzogen, des Landmanns Hoffnung hie und da vernichteten, hundertjährige Linden und Eichen spalteten und Königreiche theils wankend machten, theils gar stürzten.

Der Freiherr von S. feierte heute auf der Hochschule zu Jena seinen Abschied. Mitternacht war längst vorüber und hätte statt des Widders, der mit seinen gewundenen Hörnern lange vergebens an die Himmelspforte stieß, um selbe zu öffnen und den Frühling herauszulassen, das Zwillingspaar den Maientanz begonnen so hätte der Freiherr beim Mondschein das Commershaus verlassen und im Morgenrothschimmer bereits den Schlüssel in das Schloß seiner nicht weit entfernten Wohnung stecken können.

Auf dem Wege dahin scholl ein weibliches Hülfsgeschrei ihm in die Ohren, bei dem Scheine einer Laterne, die nur auf eine kurze Strecke den dichten Nebel zu durchbrechen vermochte, gewahrte der Freiherr ein Mädchen, welches von einem Betrunkenen bedroht wurde, in dem er einen als Wüstling verrufenen pommerschen Studenten erkannte. Der Anzug und die Gestalt des Mädchens stachen, wie wohl es jetzt keine Zeit war, in welcher ein ordentliches Frauenzimmer sich allein auf der Straße befinden sollte, zu sehr von jenen Dirnen des Lasters ab, die um solche Zeit noch, wenn sie Gelegenheit wissen, ihre Netze stellen.

Der Freiherr machte dem Studenten sogleich Vorwürfe und dieser in seiner Betrunkenheit drang mit gezogenem, geschliffenem Rappiere auf ihn ein. Der Freiherr konnte seine Stöße mit seinem leichten Rohre nur hart pariren und verwünschte den Umstand, heute seinen gewöhnlichen Begleiter, seinen treuen Hund Hektor, zu Hause gelassen zu haben, der dem nächtlichen Rauf-

bolde bald den Marsch gemacht haben würde, da er auf den Angriff auf den Mann abgerichtet war, ein verwünschter Umstand, um so mehr, da er wohl einsah, daß der junge Wüstling in seiner blinden Wuth auch ein Menschenleben nicht achte.

Anstatt sogleich zu entfliehen und die beiden Kämpfenden ihrem Schicksale zu überlassen, war die Gerettete stehen geblieben und wie früher für sich selbst, durchdrang nunmehr ihr Hülfsgeschrei für ihren Retter die Luft.

Ein polnischer Student kam glücklicher Weise des Weges, und den Hülferuf vernehmend und den pommerschen Wüstling erkennend, drang er, ohne lange um Wie und Warum zu fragen, sogleich mit geschwungener Reitgerte auf ihn ein, daß dem pommerschen Studenten das Blut aus dem Gesicht strömte, ein Faustschlag und er lag mit zerbrochenem Rappiere auf dem Boden.

„Den habe ich gezüchtigt," rief der Pole, „er wird dergleichen Nachtrenomagen nun wohl bleiben lassen."

Der Freiherr und das Mädchen dankten zugleich dem Polen herzlich für seinen Beistand; ersterer um so mehr, als ihm sein letzter Tag an der Hochschule ohne des Polen Dazwischenkunft leicht hätte zugleich der letzte seines Lebens werden können. Es ergab sich nun, daß das Mädchen für ihre schwer kranke Mutter noch hatte Arznei aus der Apotheke holen müssen.

Als das Mädchen sich ihren Rettern empfohlen, ersuchte der Freiherr den Polen, bei ihm noch die Nacht vollends zuzubringen und bei einer Bowle Punsch neue Bekanntschaft und Abschied zugleich zu feiern.

Als Mittags die Postkutsche kam, die den Freiherrn abholte, wiederholten er und Dobronsky, wie der Pole sich nannte, am Schlage derselben den Schwur ewiger Freundschaft.

II.

Das warme Jahr 1833 beschloß ein sehr stürmischer Herbst.

An einem solchen Semptember-Tage goß zugleich der Regen in Strömen, 4 tüchtige Rosse vermochten kaum eine Postkutsche weiter zu bringen, die eben jetzt die Straße in den Wald, dem Städtchen N. zu, einschlagen sollte.

Darin saß unter andern Passagieren der Freiherr von S. in eine Ecke gelehnt.

Er war glücklicher Gatte und Familien-Vater und jetzt auch der Erbe eines reiches Oheims in Ungarn geworden, der seiner noch vor seinem Ende verlangt und dem er die sterbenden Augen zugedrückt hatte.

In die Ecke des Wagens gelehnt, hinausschauend in das stürmische Herbstwetter und unangezogen von den Kaufmanns-Gesprächen seiner Gefährten, überließ er sich den Gedanken und plötzlich fiel ihm ein, was ist aus deinem Freunde, dem Polen Dobronski, geworden, gewiß hat er auch für sein revoltirendes Vaterland die Waffen ergriffen, und wenn ihn nicht schon die kalte Erde deckt, so ist er doch gewiß bestimmt, entweder in den Bergwerken Sibiriens sein Leben zu verjammern, oder in Algerien mit seinem Leibe die Thiere der Wüste zu füttern. Da fiel plötzlich ein Schuß, der Kutscher sprang erschrocken vom Bocke, seine Passagiere ihrem Schicksale überlassend, und nur auf die eigene Rettung bedacht, der linken Seite des Waldes zu, während von dessen rechter Seite Räuber auf die Postkutsche losstürzen, und einer davon sich soeben anschickte, den Pferden die Stränge abzuschneiden.

Der Freiherr, welchen der Schuß aus seinen Gedanken gerissen, wie er die Handelsgespräche der übrigen Passagiere verstummen gemacht hatte, sprang, die Pistole in der Hand, zum Wagen heraus, sein Schuß streckte zwar den Räuber, der den Pferden die Stränge abschneiden wollte, nieder, machte aber, daß die Pferde, denen die leitende Hand des Postillons fehlte, plötzlich mit der

Kutsche durchgiengen, wodurch der Freiherr dem Angriffe dreier Räuber allein Preis gegeben wurde.

An einen Baum gelehnt und mit dem Degen sich schützend, erwartete er diesen, in der schwachen Hoffnung, daß ihm vielleicht fremde Hülfe zu Theil werden könne, gewiß aber, daß er sein Leben theuer genug verkaufe.

Der Räuberhauptmann, der einsah, daß er hier nicht mit einem der Kaufleute, auf welche der Ueberfall abgesehen war, zu thun, sondern einen Mann sich gegenüber habe, der sein Leben nicht wohlfeil lasse, rief „den Hund los!" und nicht lange darauf stürzte auf sein Geheis eine zottige Bestie auf den Freiherrn zu, blieb aber plötzlich stehen, und da glaubte der Freiherr in dem Hunde seinen Hektor wieder zu erkennen, der ihm vor ein Paar Jahren schon, unbekannt wie, auf der Reise entwendet worden war.

Eben nahte sich ein Räuber, um dem Hunde Beistand zu leisten. „Hektor pack an," rief der Freiherr und alsogleich wandte sich der Hund, und der Räuber von ihm gepackt, stürzte zusammen, daß ihm alle Beine knackten.

„Hund von einem Hund," fluchte der Hauptmann, ihn in seiner Sprache an den Freiherrn hetzend, „Hektor pack an," rief wiederholt der Hauptmann, aber unschlüssig blieb der Hund zwischen beiden stehen und befolgte weder des alten noch des neuen Herrn Gebot.

Auge gegen Auge standen sich der Räuberhauptmann und der Freiherr gegenüber, als letzterer in seines Feindes Gesicht bekannte Züge zu finden glaubte. „Wir haben uns wo anders schon, aber in andern Verhältnissen getroffen," sprach er zu ihm gewendet, „ich bin der Freiherr von S.," „und ich," rief dieser, „bin Dobronsky," und stürzte, seinen Degen wegwerfend, in des Freiherrn Arme, vor Freude laut aufbellend sprang der Hund an beiden hinauf.

Da nahte sich der dritte der Räuber und sagte, „die Büchse war bestimmt, dem Herrn da das Licht auszublasen, da aber er und unser Hauptmann gute Freunde geworden sind, wie ich sehe, so mag der Schuß wieder ruhen, hütet Euch aber," fügte er bei, „uns den Hauptmann abtrünnig zu machen, denn dann würde die sichere Büchse des alten Michailows weder Eurer noch des Hauptmanns selbst schonen."

„Die Beute ist uns heute entkommen, dafür aber habe ich einen Freund gefunden," sagte Dobronsky zu Michailow, ihm einen vollen Geldbeutel zuwerfend, „heute soll deßwegen die ganze Bande lustig seyn, ich geleite jetzt meinen Freund, werde aber Abends bald wieder bei Euch eintreffen."

In den Bart brummend und einen zweideutigen scharfen Blick auf beide richtend, entfernte sich Michailow, — der Räuber, dem der Hund so arg mitgespielt hatte, folgte ihm hinkend nach.

„Ich führe Dich," sagte Dobronsky zum Freiherrn, „den nächsten Weg zum Städchen M., der Regen hat jetzt ohnedem etwas nachgelassen."

Auf dem Wege dahin erzählte er ihm seine Geschichte.

Er hatte wirklich für sein Vaterland die Waffen ergriffen, Ruhm und Ehre, wie Gatten- und Vater-Glück genossen, da stürmte das Unglück herein, die Russen siegten, auch sein Corps wurde zersprengt, er mußte fliehen und hörte seitdem von seiner Gattin und seinem Kinde, das noch nicht einmal den Vater-Namen lallen konnte, nichts mehr.

Ihm, wie mehreren seiner Genossen, die in den Wäldern sich zusammen gefunden, blieb nichts übrig, als, um ihr Leben zu fristen, mit Räubern gemeine Sache zu machen und ihr ehrloses Gewerbe zu treiben, Dobronsky wurde ihr Hauptmann. Der Hund, den er von einem Juden erkauft, theilte mit ihm wie die Gefahren des Krieges, so auch sein jetziges Schicksal.

Unter dem angenommenen Namen Eichmann, als Bota-

niker in der Gegend herumschweifend, war es Dobronsky, der als Räuberhauptmann den Namen Iwanow führte, leicht, sichere Beute zu erspähen, so war es auch mit den Kaufleuten der Fall, mit welchen der Freiherr die Reise gemacht hatte, selbst der Postillon war nicht schuldlos.

Im Städtchen angelangt, wunderte man sich nicht wenig, den Freiherrn, den man längst erschossen oder erstochen glaubte, gesund und sobald hier zu sehen, wie man aber den vermeintlichen Botaniker in seiner Begleitung sah, so glaubte jeder das Räthsel gelöst.

Schon war indeß Militär ausgerückt, um den Freiherrn, wo nicht zu retten, doch wenigstens zu rächen, und ein Paar Stunden darauf kam dieses, die Bande geschlossen mit sich führend, zurück, ein einziger bejahrter Räuber habe sich, hieß es, wie ein Verzweifelter durchgeschlagen. „Nun bist du deines Schwurs als Räuberhauptmann quitt,“ sagte der Freiherr zu Dobronsky, „die Bande hat aufgehört zu seyn.“

„Noch nicht,“ fiel ihm dieser ein, „noch besteht ein Glied der Bande und gerade das, welches ich selbst fürchte, der alte Michailow ist noch frei, und der folgt mir wie mein eigener Schatten. Würde ich wortbrüchig, du hast gehört, was er drohte, dann stehen zwei Menschenleben in Gefahr.“

„Dessen sei unbesorgt,“ erwiderte der Freiherr, „ich habe einen Schwager, der ist Inhaber eines Regiments in Italien, an den empfehle ich dich, dort erkennt Niemand im Lieutenant von Eichmann, unter welchem Namen ich dir Päße verschaffe, weder den Polenoffizier Dobronsky, noch den Räuberhauptmann Iwanow und bis dahin kann und wird dich der Rachegeist Michailows nicht verfolgen.“

Dobronsky willigte ein.

Auf dem Schloße des Freiherrn angelangt, genoßen die Freunde herrliche Tage, und wirklich wurde ihnen beiden nachher der Abschied

schwer, so auch der Gemahlin des Freiherrn, die ohne in ihrer Liebe und ihrer Treue zu ihrem Gatten nur im Mindesten zu wanken, ihr Leben an jenes des Gastes gleichsam mit magnetischen Banden gekettet glaubte.

Vor seiner Abreise hatte Dobronsky noch den Freiherrn gebeten, sich von dem Aufenthalte seiner Gattin, von welcher ihm seither nichts mehr bekannt geworden, Kunde zu verschaffen, was der Freiherr auch getreulich, jedoch ganz ohne allen Erfolg, that.

III.

Einer der herrlichsten Juli-Morgen des Jahres 1836 war heran gebrochen, noch hatte Aurora kaum ihren Purpur über die Gegend gebreitet, als von geschäftigen Händen in der belebten Kaiserstadt Wien, wo der Freiherr so eben Geschäfte halber sich aufhielt, Alles schon wimmelte. Der Freiherr hatte keine gute Nacht gehabt, unangenehme Träume hatten seinen Schlummer gestört, dafür sollte ihm die angenehme Umgegend Wiens in der Morgenfrische Entschädigung leisten, die ihm auch im vollem Maaße zu Theil wurde.

In den Gasthof zurückgekommen, übergab man ihm zwei Briefe, beide, wie wohl jeder mit einem andern Postzeichen, waren schwarz gesiegelt, unheimliches Grauen überfiel den Freiherrn. Der eine Brief war von Schwagers Hand, den erbrach er zuerst und las. „Dein Freund der Lieutenant von Eichmann ist nicht mehr, vorgestern wurde er mit allen militärischen Ehren beerdigt, er fiel, als er mit einem Streifkommando eine Räuberbande, welche die Gegend unsicher machte, aufheben sollte, durch einen Schuß und ließ durch einen Soldaten, in dessen Arme er sank, vor seinem Tode noch mir und dir herzliches Lebewohl sagen, und du sollst dich doch ja seiner Frau und seines Kindes, wenn du ihren Aufenthalt erfahrest, statt seiner annehmen.“

Thränen stürzten hier dem Freiherrn aus den Augen. Er las weiter.

Merkwürdig übrigens sind seine Worte, als er tödlich verwundet wurde, „das war die Kugel Michailows,“ merkwürdiger aber noch die Antwort, die ihm von einem alten Räuber aus einer Felsenspalte zu Theil wurde: „ja Meineidiger, das war die Kugel Michailows, dich habe ich gezüchtigt, noch habe ich zwei Freikugeln für deinen Freund und sein Liebstes aufbewahrt.“ Von mehreren Schüssen, die sogleich auf den Frechen fielen, traf ihn doch keiner, und als man nachher die ganze Bande einfing, war er doch nicht dabei, er allein hatte sich durchgeschlagen.

Schwager, sieh dich vor, denn nach Aussagen seiner Raubgenossen ist der alte Zigeuner in seiner Rache ohne Grenzen und zu allem fähig, zumal er kugelfest seyn soll.

Wenn das letztere auch ein Unding ist, so ist es doch höchst auffallend, wie er ohne von einer Kugel getroffen oder sonst verwundet zu werden, sich durch ein ganzes Detachement Soldaten durchzuschlagen vermochte, und plötzlich verschwand, als ob er gar nie da gewesen wäre, also sich wirklich unsichtbar machen könne.

Ich habe, damit du den Brief ja nicht liegen lässest, ihn schwarz gesiegelt, um so mehr als er ja eine Trauerbotschaft enthält.

(Der Brief war übrigens vom 12. Juni schon datirt und mußte also durch ein Versehen irgendwo auf der Post liegen geblieben seyn.)

Mit bangem Zagen und zitternder Hand ergriff der Freiherr, dem dieser Umstand nicht entgangen war, den zweiten Brief, er war von unbekannter Hand. Kaum hatte er ihn aber erbrochen und seinen Inhalt überblickt, so sank der Freiherr bewußtlos vom Sopha.

Sein Bedienter, der ihn aufhob, schellte sogleich und ließ nach einem Arzte schicken, ehe dieser aber kam, rief der Freiherr, so wie er von seiner Ohnmacht sich ein wenig erholt hatte, „eingespannt Johann, die Pferde vor, ich muß gleich fort.“ Der Brief war von der Hand des Sohns seines Verwalters und enthielt die traurige Nachricht, daß die junge Freifrau in ihrer

Gartenlaube an der Seite ihres Kindes und einer Zofe durch eine Meuchelmörder-Hand erschossen worden sey. Der Mörder, ein alter, wild aussehender Mann habe noch die Frechheit gehabt, in die Laube zu rufen:

„Den einen habe ich in Italien gezüchtigt, weil er uns meineidig geworden, dem nahm ich, weil er uns den Hauptmann genommen, sein Liebstes, seine Frau und die dritte Kugel ist für ihn selbst aufgespart, er solle sich nur keine Mühe geben, mich zu suchen, meine Kugel wird ihn schon finden."

Als der Bediente wirklich volle Anstalt zur Abreise getroffen, und der herbeigerufene Arzt an seinem Patienten nichts Bedenkliches, weßhalb man ihm die Reise nach Haus nicht erlauben sollte, gefunden hatte, trat plötzlich ein Polizeikommissär ein, der sich bei dem Freiherrn erkundigte, man habe unter den Papieren einer in Galizien aufgehobenen Räuberbande gefunden, daß der berüchtigte Räuberhauptmann Iwanow, der spurlos verschwunden, dem Freiherrn unter seinem wahren Namen Dobronsky bekannt sey, daher er über dessen Herkunft der Polizei die nöthigen Detaile an die Hand geben möchte.

„Der ist Ihren Nachforschungen entgangen," entgegnete der Freiherr, „er starb als Ehrenmann, hier dieser Brief, den ich mir aber nach gemachtem Gebrauche wieder zurück erbitte, denn er gehört zu meinen Familien-Papieren, wird das Weitere beurkunden. Ich bedarf der Polizei ohnehin in einer wichtigen Sache, nämlich, daß sie auf den Hauptgauner dieser Bande den schändlichen Doppelmörder Michailow, der in den Kaiserstaaten sich jetzt herumtreibt, ihr Augenmerk richte und ihn unschädlich mache."

Kaum hatte der Polizeikommissär sich empfohlen, meldete man eine Dame, die den Freiherrn dringend zu sprechen wünsche.

„Sage Johann," sagte dieser zum Bedienten, „es thue mir herzlich leid, aber ich könne keinen Besuch mehr annehmen, ich

müsse augenblicklich abreisen, bin auch in gegenwärtiger Lage gar nicht dazu gestimmt," sagte er zu sich selbst.

Aber die Dame ließ sich nicht abweisen: „Meldet Eurem Herrn, sagte sie, seines Freundes Dobronskys Gattin, deren Aufenthalt auszuforschen er sich, wie sie erfahren, so viele Mühe gegeben, sei da und wünsche ihn zu sprechen." Da sie dieses mit so vernehmlicher Stimme gesagt hatte, daß der Freiherr es im Zimmer vernommen, riß dieser sogleich die Thüre auf und hieß die Dame eintreten. Eine schwarz gekleidete jugendliche, trotz ihrer Blässe, schöne Dame trat, einen blühenden Knaben an der Hand, ein.

„Seien Sie mir herzlich willkommen, Frau von Dobronsky, wie wohl zu ganz ungelegener Zeit," sagte der Freiherr, „Sie wollen sich bei mir nach Ihrem Gatten erkundigen, fassen Sie sich, bei Ihren bisher ausgestandenen Leiden kann auch das Schwerste Ihnen nicht zur tödlichen Last werden, Sie mußten ja, wenn er in Schlachten dem Feinde gegenüber stand, in banger Sorge seyn, daß die Kunde von seinem Tode zu Ihnen gelange, vernehmen Sie nun die Trauerbotschaft, wie ich sie so eben vernommen: Er ist nicht mehr, Sie haben Ihren Gatten, ich meine Gattin verloren, erschrecken Sie nicht, durch eine Mörder-Hand."

„Kommen Sie mit mir auf mein Schloß, daß ein von Trauer erfülltes Herz das andere tröste, auf der Reise werde ich Ihnen das Nähere mittheilen."

IV.

Es war ein wunderlieblicher Maimorgen des Jahres 1837, ein Gewitterregen hatte nach längerer Trockenheit die ganze Gegend erfrischt, im herrlichen Grün prangte die Flur, in Silber wallten die Kornfelder und der liebliche Sang der Lerchen und Waldvögel drang hinauf zu den Fenstern des Schlosses des Freiherrn.

„Heute ist ein herrlicher Morgen, kommen Sie Emilie," sagte

der Freiherr zur Frau von Dobronsky, „wir wollen mit unsern Kindern in Gottes freier Natur ihn genießen.“

Der Freiherr und Frau von Dobronsky hatten sich von den Wunden, die ihnen der herbe Schmerz über den schrecklichen Verlust ihrer Lieben geschlagen, so ziemlich erholt, die Zeit hatte sie geheilt, auch die bange Sorge wegen der Drohungen Michailows hatte nachgelassen, sie zu quälen, vermuthlich hatte die rächende Nemesis ihm in den Arm gegriffen und seine Drohung zu Wasser gemacht, selbst auf die gebleichten Wangen der Wittwe war die jugendliche Frische zurückgekehrt, aber wie die Rosen auf ihnen wieder erblühten, so wuchs auch die herzliche Zuneigung des Freiherrn zu ihr zur heißen Liebe heran.

„Kommen Sie,“ sagte der Freiherr, „kommt Adolph und Emma, wir wollen heute unser Frühstück im Freien genießen.“

Laut aufjubelnd schickten die Kleinen sich an, der Freiherr ergriff der Wittwe Arm und Hektor schloß sich, gleichsam als ob man seiner als Wache bedürfe, sogleich dem Zuge an.

Unter einer großen Linde, wohin sie sich das Frühstück hatten bringen lassen, gelagert, fieng der Freiherr an:

„Heute ist einer der schönsten Tage des Jahres, Emilie, lassen Sie ihn für uns doppelt schön seyn und für immer bleiben, uns hat Ein Schicksal getroffen, ich bin nun Wittwer, Sie Wittwe, Ihr Adolf bedarf eines Vaters, auch meine Emma einer Mutter, geben Sie ihnen Beides, indem Sie mir eine liebe Gattin werden. Ich weiß gewiß, die theuren Verklärten segnen diesen Bund.“

Erschrocken wendete Frau von Dobronsky ein: „Was fällt Ihnen bei, was würde die Welt, was Ihre hohe Verwandtschaft sagen, wenn Sie eine arme, Ihrem Stande nicht gleiche Wittwe, noch mehr, die Wittwe eines berüchtigten Räuberhauptmanns heurathen wollten, nein daraus kann nichts werden. Die Gewohnheit unsers stäten Zusammenseyns in diesem einsamen

Schlosse hat diese, Ihre Neigung erzeugt, Sie müssen wieder in die Welt, Sie werden dort eine Ihrem Stande gemäße Frau, eine für Ihre Emma passende Mutter finden.

Mit diesem schönen Tage soll unsere Trauer um unserer Lieben sich endigen, wie unser Beisammenseyn, er sey unser Abschiedstag, ich habe schon lange hier auf Ihre Unkosten gelebt, nun ist es an mir, durch meine Hand für mein und meines Kindes weiteres Fortkommen zu sorgen.“

„Um Gottes Willen halten Sie ein,“ sagte der Freiherr, wie aus den Wolken gefallen über diese verneinende Antwort, „wo fände ich eine solche Gattin, wo eine solche Mutter für meine Emma, noch ist die tiefe Wunde, die das Schicksal mir und Ihnen schlug, kaum verharrscht, und Sie wollen durch Ihren Abschied sie gewaltsam wieder aufreißen, ich kann ohne Sie nicht leben, Sie dürfen nicht fort, meine Verwandte, hier lesen Sie meines Schwagers Brief, billigen diese Wahl, „Emma, Adolph bittet Eure Mutter, dazubleiben.“ Weinend und flehend hiengen die Kleinen sich an Frau von Dobronsky an.

„Nein nicht fortgehen, bei Papa, bei uns bleiben!“ flehte die kleine Emilie, da zu bleiben bat die Frau von Dobronsky inständig ihr Adolph. Ueberwältigt vom Gefühle der Mutterliebe sank sie endlich in des Freiherrn offene Arme. „Nun wohlan Emma, ich will dir Mutter werden, dir Adolph wieder einen Vater geben, und Ihnen Freiherr ein liebendes Weib seyn, der Höchste hat es so gefügt, sein Wille geschehe. Erkennen Sie in mir jenes Mädchen, die Sie aus den Händen eines Nichtswürdigen errettet haben, dieselbe Nacht machte uns drei, nämlich Sie, Dobronsky und mich, die später seine Gattin wurde, zu Bekannten.“

Arm in Arm und von inniger Freude erfüllt traten der Freiherr und Frau von Dobronsky den Rückweg zum Schlosse an, jubelnd sprangen die Kinder voraus, Hektor aber umkreiste den Zug, bald in engern, bald in weitern Bögen, immer scheu

um sich blickend und knurrend, als ob es in der Gegend nicht geheuer wäre, was aber von den beiden Liebenden in ihrer seligen Lust nicht bemerkt wurde. Plötzlich blieb er laut bellend vor einem der beiden Eichbäume stehen, da fiel ein Schuß, der die ganze Familie aus ihrem Freudentaumel gewaltsam aufrüttelte und nicht lange darauf apportirte der Hund dem Freiherrn eine Büchse, sie war mit Blut befleckt. „Hier muß ein Unglück geschehen seyn, denn um diese Zeit wird hier nicht gejagt," satge der Freiherr. „Bleib du, Emilie, unterdessen zurück mit den Kindern, ich muß doch sehen, was vorgefallen ist," er eilte den Bäumen zu, freudig bellend der Hund ihm voran.

An der ersten Eiche angekommen, gewahrte der Freiherr hinter derselben einen Mann in seinem Blute liegend, der sich aufzurichten versuchte, und o Schrecken, er erkannte in ihm den Räuber Michallow.

„Dieser Schuß hätte Euch beiden gegolten," sagte der Räuber mit matter dumpfer Stimme, „der Hund hat mein Vorhaben vereitelt, darum sollte er vorerst büßen, da muß ich bei der Wendung zufällig an den Hahn des Gewehrs gekommen seyn, der Schuß ging los, prallte von jenem Baume ab und fuhr zurück in meine Brust, der Teufel hole den Hund, wie mich!" ein Blutstrom erstickte seine Rede und endigte sein ruchloses Leben. Es zeigte sich nachher, daß der Schuß an dem in den Baum eingefügten Marienbilde von Eisenblech abgeprallt war.

Der Freiherr, der diesem Zufalle oder vielmehr der göttlichen Vorsehung sein und seiner künftigen Gattin Leben verdankte, ließ das Bild erneuern und durch ein Vrdach gegen das Ungewitter versehen, zum steten Angedenken.

Der Räuber wurde gleich an der Stelle, wo er sein ruchloses Leben ausgewüthet, verscharrt, zwei Monate später aber feierten der Freiherr und Frau von Dobronsky ihre Vermählung. —

Festes Vertrauen auf Gottes Fügung.

Das kleine Städtchen Hainau hatte ein furchtbares Gewitter überzogen und namentlich durch Schlossen in der Umgebung desselben argen Schaden angerichtet.

Die Sonne, die blutroth aus den Wolken herborschaute, beleuchtete nicht, wie sonst nach einem wohlthätigen Gewitter, eine neu verjüngte Flur, sondern ein wahres, vom Eise starrendes Leichenfeld; die Bäume standen ganz kahl, wie im Winter, alles Laub war sammt dem Obste herunter geschlagen, das Korn lag zerstampft auf den Aeckern, und selbst die Wiesen boten keinen erfreulichen Anblick dar.

Gerichtshalters Sophie hob eben mit thränenden Augen einen Rosenstock auf, den der Sturm vom Fenstergesimse herunter gerissen und der Hagel entblättert hatte; ach er war ein Andenken von Wilhelm, ihrem Geliebten, sie hatte ihn bisher so sehr gepflegt, und es ist daher wohl begreiflich, wie sein jetziger Zustand sie schmerzen mußte. „Auch das noch," sagte ihr Vater, der pensionirte Gerichtshalter Wimmer, indem er in den Gräuel der Verwüstung schaute, der namentlich seinen Garten und seine Feldung betroffen hatte. „Wodurch hab' ich doch das alles verschuldet, wußte ich schon kaum die Kapitalszinsen meines Anwesens zu erschwingen und sah mit Sorgen dem Winter entgegen, jetzt ist mir sogar noch das Wenige entrissen, jetzt bin ich noch minder als ein Bettler, denn betteln kann ich nicht. Gott Du weißt es," fuhr er mit Thränen zum Himmel gewendet fort, „du weißt, warum du auch diese schwere Prüfung noch über mich kommen lässest, vielleicht ist es die letzte, vielleicht ist hinter dieser Unglücks-Wolke mein Glücksstern aufgegangen."

Da trat der dicke Gerold, sein Nachbar, ein reicher Kramer der ein Landhaus neben dem Wimmer'schen Anwesen im Sommer bewohnte, zu ihm, und sagte: „Ueber Euch muß doch alles Unglück kommen, sogar noch ein Wetterschlag und gerade immer über Euch, während er in meinem Garten höchstens ein Paar wurmstichige Birnen abschlug, hat er bei Euch auch alles vernichtet und nicht einmal eine Fensterscheibe ganz gelassen, an meinem Anwesen ist das Wetter ganz spurlos vorüber gezogen.“

„Allerdings thut es mir weh, und doppelt weh, daß dieses Unglück gerade über mich armen, ohnehin hart geprüften Mann gekommen, Ihr hättet es leicht verschmerzen können,“ entgegnete ihm der Gerichtshalter. „Wenn ichs auch verschmerzen könnte,“ fuhr Gerold fort, „so ist mir doch lieber, daß es mich nicht betroffen hat, es ist besser, mit anderer Leute Schaden Mitleiden haben, als selbst einen erleiden. „Komm herein Mann,“ rief eine schwache weibliche Stimme, aus dem zerschmetterten Fenster, „der Herr Nachbar ist der Mann nicht, der dich in deinem Unglück trösten könnte, oder wenn er es könnte, es wollte.“ — Wimmer folgte dem Rufe seiner Frau, und Gerold trat schmunzelnd in seinen Garten.

Die Freunde.

a) (aufsteigende Linie.)

Pächters Leonhard und Amtmanns Paul waren von Jugend auf gute Freunde, wenn man ihr Verhältniß zu einander Freundschaft nennen konnte, denn Leonhard stand immer untergeordnet zu Paul, er würde indeß sein Leben für ihn gelassen haben.

Beide waren bereits der Schule entrückt und befanden sich an der Hochschule, daß Leonhard dieß auch konnte, war dießmal Pauls Sache denn Leonhards Vater besaß nicht so viel,

daß er seinen Sohn an der Hochschule hätte studiren lassen können. Da starb Pächter Wimmer und zwar in durch Mißjahre zerrütteten Vermögens-Verhältnissen und Amtmann Lenauer folgte ihm nach; daß seine Wittwe nicht im Stande war, zwei Studirende an der Universität zu unterhalten, läßt sich voraussehen; Leonhard mußte sich daher entschließen, sein Fachstudium die Jurisprudenz, aufzugeben und sich dafür der Schreiberei zu widmen, wobei er durch seines Freundes Verwendung bald einen ordentlichen Platz fand.

Paul hatte unterdessen sein Studium und seine Praxis vollendet und rückte in den Staatsdienst ein, indem er durch Protektion bald von Stufe zu Stufe stieg. Eine glückliche, reiche Heirath sollte das Glück vollenden, und dieß war auch der Fall, wenn eine Ehe, ohne gegenseitige beiderseitige Neigung als glückliche angesehen werden konnte. Dabei vergaß er indeß doch auch seines Freundes Leonhard nicht, und empfahl denselben einem reichbegüterten Edelmann als Gerichtshalter.

Der neue Gerichtshalter ließ sich sein Geschäft eifrig, aber eben auch so angelegen seyn, einer Jugend-Geliebten, die er auf der Hochschule hatte kennen lernen, und der er die Ehe versprochen hatte, sein Wort zu halten.

Die Ehe war wirklich gesegnet, auch am Kinder-Segen fehlte es nicht, ein Kleeblatt, zwei rüstige Knaben und ein schmuckes Mädchen waren die Freuden ihrer Eltern.

Gerichtshalter Wimmer war geehrt und geschätzt, und er konnte in seiner Stellung sich wirklich schon glücklich preisen, er hatte eine brave Gattin, drei wohl erzogene Kinder und ein einträgliches Amt. Da kam noch eine reiche Erbschaft von 4000 Thalern, die es ihm nun möglich machte, nicht nur seine Söhne auf die Hochschule zu schicken, sondern auch seinen Wunsch, den Besitz eines Landguts, zu verwirklichen.

b) Absteigende Linie.

Seine Tochter Sophie war zur hübschen 17jährigen Jungfrau herangewachsen und so mancher männliche Blick fiel auf das schöne und begüterte Gerichtshalters Sopherl; aber ihr Herz blieb jeder Liebe fremd. Da befand sich im Städtchen ein junger Handlungsdiener, der von einer herumziehenden Schauspielerbande verloren gegangen und aus Mitleid von dem reichen Pelzwaarenhändler Müller war ins Haus genommen und erzogen worden.

Er war ein fideler Bursche, der bei keiner frohen Gelegenheit fehlte, auch selbst im Stande war, eine ganze Gesellschaft zu unterhalten, aber er besaß auch sonst nichts, als wie er gieng und stand, denn seine Besoldung war auch nicht sogar groß, daß er neben den nothwendigsten Auslagen noch hätte ein Spargeld zurücklegen können und zwar um so weniger, da er bei keiner fröhlichen Gelegenheit mangelte, würde er da nicht öfters freigehalten worden seyn, so hätte er schwerlich so den Lebemann spielen können, wie er es gewöhnlich that.

Daß er mit Sophie in Berührung kommen mußte, da ja das Städtchen nur klein war, ist ganz begreiflich, weniger aber wie sie, die bisher spröde, seine Galanterien für baare Münze annahm.

Karl Konesca, so war sein Name, gewann nur zu bald Ueberzeugung, daß seine Schmeicheleien ihm das Herz Sophiens geöffnet hatten, aber wie es mit der Liebe ein gar sonderbares Ding und sie ansteckender Natur ist, wenn ich mich des hier unzarten Ausdrucks bedienen darf, so war es auch hier der Fall, Sophiens Liebe zu Karl entzündete auch die seinige zu ihr und machte den bisherigen Schmetterling zum Kopfhänger, und zwar um so mehr, als die Liebe geheim bleiben mußte, weil Sophiens Eltern sie nicht erfahren durften, was aber doch geschah.

Vater und Mutter machten Sophien Vorstellungen, wie sie

nur mit einem solchen Menschen, der gar kein Vermögen habe, dazu ein Bruder Windfuß sey, und von dessen Herkunft man auch gar nichts, wenigstens nichts Gutes, wisse, — sich in ein Liebesverhältniß einlassen könne. Sophie versprach aufs Heiligste, die Bekanntschaft mit ihm völlig aufzugeben, aber diese Versicherung hatte wohl ihr Mund, aber nicht ihr Herz gethan.

So sehr aller Blicke auf das Liebespaar gerichtet waren, so ist der Liebe bekanntlich nichts unmöglich, ein unschuldiges Täubchen mußte die Gelegenheitsmacherin und Briefträgerin abgeben, und man traf und sah sich, ohne daß ein Verrath rege wurde.

Gerade eine solche Liebschaft ist aber für die Sittlichkeit die gefährlichste, denn man will den Augenblick benützen, und das Mädchen ist in seiner heißen Liebe zu schwach, Widerstand zu leisten, wenn der sinnliche Trieb des Mannes überherrschend werden sollte.

So ging es auch hier und leider zeigten sich die Folgen.

Da Sophie keinen Tyrannen zum Vater, und eine zärtlich liebende Mutter hatte, so durfte sie sich nicht der Verzweiflung, sondern wohl der Hoffnung der Verzeihung hingeben, aber gerade dieses schmerzte sie, ihrer gegebenen heiligen Zusicherung entgegen, solchen braven Eltern einen solchen Kummer zu verursachen, indem ihnen jetzt die Freude benommen war, in ihrer Tochter Haar die bräutliche Myrthe zu flechten. Diese Sorge nagte mehr an ihrem Herzen, weil sie schon der Kunde bangte, wo sie den liebenden Eltern die Entehrung ihrer Tochter kund geben sollte. Aber gerade dieser Kummer, der an ihrer Seele, wie an ihrem Leibe, nagte, war es, der als Mittler zwischen ihr und ihrer Eltern auftrat, und sie sogar der Sorge, ihre Umstände selbst kund zu geben, enthob, indem er eine schwere Krankheit verursachte, in welcher sie im Delirium dem Arzte dieselben kund gab, welcher sie den Eltern mittheilte. Die Mutter traf die Kunde hievon noch härter als den Vater, er suchte seine Gattin

auf jede Weise zu trösten. „Sieh," sagte er, „es ist Zulassung Gottes, unser Glück war zu groß, unser Leben zu süß, deßwegen ist auch ein bitterer Tropfen in den Kelch gefallen, wenn nur dieses das erste und letzte Unglück ist, welches in unserer so glücklichen Ehe uns zugeht, sich des Glückes Kugel nicht dreht, und uns statt der Blumen und Früchte — die Dornen des Lebens zeigt."

Daß in solchen Umständen an elterliche Vorwürfe oder Zurechtweisungen ebenfalls nicht zu denken war, versteht sich wohl von selbst.

Ebenso versteht es sich von selbst, daß ein in solchen Umständen im Mutterleibe heranwachsendes Kind keine feste Gesundheit haben konnte, und Sophie wirklich von Glück sagen durfte, daß das Kind wenige Stunden, nachdem es auf diese Welt gekommen, sie schon wieder verließ und nicht als sieche Pflanze mehrere Jahre zur eigenen, und zu der Nebenmenschen Qual fortvegetirte.

Daß indeß Wilhelm eine derbe Zurechtweisung vom Vater erhielt, und sich nicht mehr denken durfte, je mit Sophien mehr zusammen zu kommen, dieses liegt auch auf platter Hand.

Noch hatten sich die Eltern kaum über das durch ihre Tochter ihnen Zugegangene getröstet, als ein Brief eine noch traurigere Kunde brachte. Des Amtmannes älterer Sohn Paul war auf den Grund einer Verläumdung von einem seiner Kollegen gefordert und im Duelle gefährlich verwundet worden.

Ein Paar Tage darauf besagte das Siegel auf einem Briefe seinen Tod, aber der Brief beurkundete das Unglück leider noch mehr. Der zweite Sohn Leonhard hatte jenen Verläumder, der an seines Bruders Tode schuld war, gefordert, und im Duelle ebenfalls getödtet; um das Unglück voll zu machen, war der Getödtete der Sohn eines hohen Beamten. Leonhard mußte also auf der Stelle landesflüchtig werden, und hatte nie mehr Hoffnung, sein Vaterland zu sehen oder betreten zu dürfen.

Er bat seinen Vater daher, ihm doch sein Erbe nach Krakau, wohin er zu flüchten gedenke, an ein gewisses Handlungshaus zu senden, indem solches sonst von der Regierung in Beschlag genommen werde.

Dieser Doppelschlag war für die Eltern zu hart, die schwächere Mutter erlag, eine schwere Krankheit überfiel sie.

Der Vater schickte sogleich 1000 Thaler, die er auf sein Gut entlehnte, in Wechseln ab.

„Gott," sagte der Amtmann, „auch das noch, habe ich es nicht geahnt, daß dem ersten Unglücksfalle noch mehrere folgen werden, der Mensch ist ja der Prüfung wegen auf dieser Welt, das wahre Glück harrt seiner erst jenseits, nun auch der Spatherbst hat manchmal noch Sommertage, vielleicht, daß auf diese schweren Leiden wieder Freuden folgen, ich vertraue auf den Herrn, er weiß was für uns gut ist, sein Wille geschehe."

Noch hatte die Amtmännin sich nicht ganz von ihrer Krankheit erholt, als das gute Herz ihres Gatten von einer andern Seite in Anspruch genommen wurde.

In den öffentlichen Blättern war ausgeschrieben, daß ein gewisser Wilhelm Konesca sich entweder durch Urkunden schriftlich, oder durch Zeugenbeweis, oder wie immer in Ofen bei Gericht als solcher legitimiren solle, indem ihm ein reiches Erbe zustehe.

Kaum war diese Ausschreibung zu Wilhelms Kunde gekommen, als allen seinen Freunden sogleich Mittheilung gemacht und ein Freudenfest gehalten wurde.

Weinglühend, das Glücksblatt in der Hand, wollte er so eben seinem Pflegvater die frohe Kunde auch mittheilen und ihn bitten, ihm zur Erhebung der reichen Erbschaft mit den nöthigen Mitteln zu versehen, als ihm vom Hause ein klägliches Gewimmer entgegen scholl, vor einer halben Stunde war sein Pflegvater an seinem Pulte vom Schlage gerührt, hingesunken.

Er hatte kein Testament hinterlassen, seinen einzigen Erben, einem Bruders Sohne, war Wilhelm längst schon ein Dorn im Auge gewesen, er hatte ihn stets nur für eine Schmarotzerpflanze gehalten.

Statt der Hoffnung, eine Unterstützung zur Erhebung der Erbschaft, hörte nun sogar Wilhelms fernere Subsistenz im Hause auf, und er sollte sich wo anders um einen Platz schauen. Er sah leider das Glück, welches er schon in Händen zu haben glaubte, wo nicht gänzlich entrückt, doch in weite Fernsicht gestellt, denn von niemand durfte er hoffen, soviel zu erhalten, um eine solche Reise bestreiten zu können.

Da gab ihm Gott einen glücklichen Gedanken ein.

Er wendete sich an den hartgekränkten Vater seiner Sophie, bat diesen zuerst wegen seines Fehltritts vielfach um Verzeihung, rückte dann mit seiner Erbschaftsgeschichte heraus, und ersuchte ihn endlich, ihm das nöthige Reisegeld vorzustrecken, unter der herzlichen Versicherung, dann sein Kind, dem er die Ehre genommen, zu Ehren zu bringen.

Das gute Herz des Vaters konnte nicht widerstehen, auf einer Seite das Glück eines jungen Mannes, auf der andern das seines Kindes, wie wäre da ein Widerstand möglich gewesen.

Er nahm weitere 600 Thaler auf sein Gut auf, und gab die Hälfte davon Wilhelm als Reisegeld. Die beiden Liebenden, die sich seitdem nicht mehr gesehen, umarmten sich jetzt, und zwar in der Eltern Gegenwart, wieder, um nach kurzer Trennung, den ewigen Bund ihrer Herzen zu schließen.

Ein Jahr war indeß verstrichen, ohne daß weder vom Sohne, noch vom Schwiegersohne in spe eine Kunde eingelaufen wäre.

Indeß hatte das Unglück für den Amtmann schon wieder eine Falle gestellt.

Seinem Freunde Lenauer, der unterdessen sich den Raths-

Titel und Adel zugleich erworben, aber sich durch sein stolzes Benehmen mehr Feinde als Freunde gemacht hatte, der auf hohem Fuße bisher gelebt, war seine Gemahlin gestorben, und zufolge des Ehevertrages mußte er zwei Theile ihrer reichen Morgengabe zurückersetzen.

Dieß war für ihn ein empfindlicher Schlag. Da fand sich noch, als eine Commission die ihm anvertraute Kasse untersuchte, in derselben ein Defekt von nicht weniger als 6000 Thalern. Er war hiebei selbst wie vom Schlage gerührt, umsonst betheuerte er seine Unschuld, umsonst brachte er vor, daß ihm diese Summe entwendet worden seyn müsse, nichts half, denn er hatte ja keine Anzeige erstattet, er wurde verurtheilt, binnen eines Vierteljahres den Defekt wieder zu ersetzen, widrigenfalls er Kassation vom Amte, und noch dazu die Festung zu gewärtigen habe.

Nun wußte sich der Herr Regierungsrath selbst nicht mehr zu rathen, und er sah leider jetzt den Fehler ein, den er durch seinen Stolz angerichtet, es war ihm auch unmöglich, auf kriechendem Wege diese Summe zu erschleichen, oder das Zurücknehmen des Beschlusses zu erwirken.

Da fiel ihm bei, daß sein Freund Wimmer sich in glücklichen Umständen befinde und überdieß noch eine Erbschaft gemacht hatte.

Hatte Lenauer seines Freundes Glück begründet, so war es jetzt natürliche Folge, daß Wimmer Lenauer's Unglück abwenden mußte.

Er reiste daher zum Amtmann, entdeckte diesem sein ganzes trauriges Verhältniß, aber wie konnte, wie sollte der Amtmann helfen, mit ein paar tausend Thalern, die er noch weiter auf sein Gut aufnehmen mußte, konnte er wohl helfen, aber wie mit 6000 Thalern. Er versuchte alles Mögliche, und brachte wirklich noch 4000 Thaler dazu auf, aber wo die weiteren 2000 Thaler hernehmen, leider auf keine andere Weise

als dadurch, daß er, um von seinem Freunde den Verdacht der Veruntreuung der ihm anvertrauten Gelder abzuwälzen — selbst Untreue an den ihm anvertrauten Geldern begehe.

Die Möglichkeit hiezu stellte ihm der scheinbare Zufall mit günstigen Farben vor, nur alle drei Jahre war Kassa-Visitation, und diese gerade erst vor 3 Tagen gewesen, innerhalb eines Jahres war es dem Regierungsrathe möglich, die 2000 Thaler rückzuerstatten — und zudem waren eben 2000 Thaler eingelaufen, über deren Verwendung er erst nach Jahresfrist Aufschluß zu geben hatte. Mit diesen 2000 Thalern und den weitern theils auf sein Gut aufgenommenen, theils auf seinen guten Namen erborgten 4000 Thalern wurde nun der Kassadefekt des Regierungsrathes gedeckt, v. Lenauer wurde in alle Ehren wieder eingesetzt, und seine Feinde, die ihn gestürzt glaubten — sahen ihre Absicht vereitelt.

Er überlebte aber diesen Triumph nicht lange, Ingrimm über die ihm gespielte Bosheit und der gebrochene Stolz hatten bereits seinen Lebensfaden angegriffen.

Drei Tage nach seiner Wiedereinsetzung machte ein Blutsturz seinem Leben ein Ende; der Erlös aus seiner Mobiliarschaft und der ihn noch treffende Theil seiner Besoldung reichte gerade hin, die Kosten für seine Beerdigung und die Dienstbothen-Löhne zu bestreiten.

Der Gerichtshalter Wimmer war ganz niedergedonnert, als er diese Trauerbotschaft vernahm, mit was sollte er nun seine Schulden zahlen, und was das Aergste war, mit was seinen Kassadefekt decken?

Da indeß, bis eine amtliche Untersuchung seiner Kasse erfolge noch Jahre verstreichen konnten, so war seine einzige Hoffnung, auf den einst verwünschten Koneska, seinen künftigen Schwiegersohn, gebaut, der mit seinem Erbe ihm als ein rettender Engel erscheinen sollte. Allein die amtliche Untersuchungs-Commission

war nicht so ferne, als er sich dachte. Er hatte den Fehler begangen, die 2000 Thaler in den nämlichen, und zwar überschriebenen, Rollen seinem Freunde zu behändigen, der sie bei Deckung seines Kassa-Defizits eben so übergab.

Der Regierungs-Beamte, welcher das Geld in Empfang nahm, hatte sie sogleich als die erst jüngst an die herrschaftliche Kasse zu Hainau überschickte, erkannt. Zudem war es ruchbar geworden, daß der Regierungsrath mit Hilfe des Amtmannes Wimmer sein Kassa-Defizit gedeckt habe.

Es wurde deßhalb alsbald ein wiederholter Sturz der Kasse des Amtmannes anbefohlen, und richtig! die besagten 2000 Thaler fehlten.

Man ließ den Amtmann, nachdem man ihm alles versiegelt hatte, nicht lange über die Ursache dieses Kassasturzes nachdenken, sondern bedeutete ihm sogleich, daß die fraglichen Rollen ihn veranlaßt hätten.

Da ohne des Amtmannes Hilfe der königl. Kasse ein Schaden von baaren 6000 Thalern zugegangen wäre, so wurden die 2000 Thaler von der Regierung der herrschaftlichen Kasse ersetzt, er aber, da von ihm sonst nur Gutes bekannt war, gleichwohl mit einem Gnadengehalte von jährlich 150 Thalern pensionirt.

So standen die Sachen, als der Hagelschlag ihm auch, wie vorgebracht, die Früchte seines Feldes und Gartens zerstörte, und so im wahren Sinne ihn zum Bettler machte.

Schluß.

Es war bereits dunkel geworden, der Amtmann, seine Frau und Tochter saßen in der Stube, durch deren Läden der Wind pfiff, um des Amtmannes Studier-Lampe. „Laßt uns zu Gott beten," sagte er, „daß dieß Uebel uns so betroffen, doch ja das letzte sey, daß er uns errette, aus der uns drohenden Noth, und mich nicht vollends zu Schanden werden lasse." So eben tönte

die abendliche Betglocke, und alle drei beteten inbrünstig zum Höchsten. Eben hatten sie vollendet, da erscholl der Klang eines Posthorns. „Wenn das uns Geld brächte!“ sagte die Mutter, „wenn auch das nicht,“ fiel der Vater ein, „wenn nur sonst eine freudige Nachricht.“

Der Wagen hielt. Freudig stürmend öffnete der Amtmann mit der Studir-Lampe in der Hand, denn ein anderes Licht hätte der Zugwind nicht zugelassen, die Thüre. Ein Mann in einem Mantel und reichem Anzuge lag in des Amtmanns Armen, er glaubte, es sei der gehoffte rettende Engel, doch es war sein eigener Sohn Leonhard.

„Um Gottes Willen,“ fragte der Vater, „wie kommst Du hieher, weißt Du nicht, daß Du steckbrieflich verfolgt bist?“ „Verfolgt war,“ erwiderte der Sohn, „glaubst Du denn, wenn ich's noch wäre, daß ich mich solcher Gefahr ausgesetzt, und noch dazu Dich wieder in Schrecken und Betrübniß versetzt haben würde.“ „Hört nur,“ sagte er, indem er den Vater in's Zimmer geführt, und Mutter und Schwester gleichfalls umarmt hatte. „Mein Prozeß ist niedergeschlagen, ich darf wieder in mein Vaterland, und ich bin eben daran, mich nach S. zu begeben, um dort die Stelle als fürstlicher Herrschaftsrichter anzutreten. Im nächsten Städtchen erfuhr ich bereits Eure traurige Geschichte, ich beeilte mich hieher zu kommen, Euch zu trösten, und sehe nun, welcher Schade Euch auch noch durch das Wetter geworden ist.“

„Nur einstweilen,“ indem er eine volle Geldkatze aus dem Mantel langte, „will ich mit diesem Euch rettend erscheinen, mehreres wird nachkommen, wenn ich einmal in meinem Dienste bin.“

Alle lobten Gott für diese so schnelle Hilfe nach kaum bestandenem Unglück. „Hört,“ fuhr der Sohn weiter fort, „wie es mir ergangen. Mit dem Wenigen, was ich hatte, und was gute Freunde in der Eile mir zuschossen, gelangte ich glücklich nach Krakau, und wenige Tage darauf sollte ich das von Euch

mir geschickte Geld erheben. Inzwischen hatte aber, was ich nicht wußte, das Handelshaus banquerot gemacht, und ich konnte keines erhalten. Doch wurde ich vertröstet, daß, wenn einmal der ganze Stand des Debitwesens hergestellt sei, ich vielleicht noch einen Theil erhalten könne. Darüber verging ein Jahr, bis ich endlich an meinem Gelde 300 Thaler erhielt. Unterdessen hatte aber ein reicher Graf einen jungen Mann gesucht, der seinen Sohn nach Pesth auf die Universität begleite. Ich hatte die Stelle eines Privatsekretärs, die mich nothdürftig nährte, absichtlich unter einem erborgten Namen angenommen, und in meiner Eigenschaft die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht. Dieser empfahl mich dem Grafen Königstein, ich begleitete dessen Sohn nach Preßburg und holte zugleich die mir noch fehlenden Collegien nach. Da ich die Prüfung mit Auszeichnung bestand, so wurde vom Nachweise meiner früheren Studien Umgang genommen. Der Herr Graf empfahl mich als tüchtigen Geschäftsmann dem Fürsten H. bei dem ich Anstellung bekam, von der ich dich, lieber Vater, in Kenntniß gesetzt habe, die dir aber nicht zugekommen zu seyn scheint. Meine Geschäftsthätigkeit gefiel dem Fürsten so sehr, daß er mich zum Herrschaftsrichter in S. machte. Diese Stelle konnte ich aber, da dieß Gut mit seinem großen Complexe in Deutschland liegt, auch unter meinem erborgten Namen Hiller nicht annehmen, weil ich immer besorgen mußte, doch von Jemand erkannt zu werden.

Vertrauend auf die Gunst, die ich bei dem Fürsten genoß, nahm ich mir das Herz, Seine Durchlaucht von meinen Verhältnissen in Kenntniß zu setzen.

Es war nun einmal sein ausdrücklicher Wille, daß ich diese Stelle, die eines tüchtigen Mannes bedürfe, übernehmen solle. Auf dem Correspondenzwege erwirkte er daher, daß meine Untersuchung niedergeschlagen, ich begnadigt, und mir die Rückkehr in's Vaterland bewilligt wurde. Er selbst behändigte mir dieses

Dekret und sagte huldvollst zu mir. „Ich hoffe, Sie werden ihrem frühern wahren Namen so viele Ehre machen, als Sie seither Ihrem erborgten gemacht haben."

Alles war bei dieser Erzählung Ohr gewesen, und Niemand hatte weder Hunger noch Durst verspürt, jetzt erinnerte aber der Magen an die sinnliche Natur. Ein frugales Mahl, welches die Freude würzte, schloß nunmehr den bisher so unglücklichen Abend.

Es war der zweite Abend. Statt der zerbrochenen Fenster waren neue eingesetzt, und der Schaden an Haus und Garten so weit thunlich, reparirt, selbst das wiedereingesetzte Rosenstöckchen hatte einige neue Blättchen und ein Knöspchen entfaltet. Eben saß das vierblätterige Kleeblatt vergnügt in der Laube, deren Stäbe und Ranken nur wenig die Sonnenstrahlen aufhielten, als die Post kam und der Austräger ein schweres Paquet mit Geld, gerade 6000 Thaler enthaltend und zugleich ein Dekret mit königlichem Siegel an den Amtmann übergab.

Der Umstand, daß die Summe des Paquets gerade jener Unglückssumme entsprach, ließ ihn dieses zuerst öffnen. Es enthielt von unbekannter Hand ohne Unterschrift folgende Zeilen:

Edler Mann!

Während Sie einem Freunde, weil er Ihr Glück gegründet, halfen, haben Sie ihm selbst Ihr Lebensglück geopfert. Unser Wille war, den Stolzen und nicht Sie zu vernichten, deßwegen entnahmen wir ihm die Summe aus der Kasse, Sie haben sie ersetzt, wenn auch nur mit 4000 Thalern eigenen Geldes, durch das weitere der herrschaftlichen Kasse entnommene aber sich selbst um Ihren Dienst gebracht; wegen einer andern neuen Anstellung haben wir bereits das Nöthige eingeleitet. Nehmen Sie daher einstweilen diese 6000 Thaler als Ersatz an.

„Gott sei gelobt," sagte die Gerichtshalterin, während ihr Gatte das Dekret mit dem königlichen Siegel aufschnitt.

„Wie ist mir," sagte er, „der Herr Rentbeamte dahier ist in gleicher Eigenschaft in die Hauptstadt versetzt, und an seiner statt bin ich zum königlichen Rentbeamten ernannt."

„Großer Gott", sagte der bisherige fürstliche Gerichtshalter und nun neuer königlicher Rentbeamte. „Jetzt wird mir wirklich der Ehre und des Glückes zu viel, nach den langen Leiden kann ich den plötzlichen Wechsel nicht ertragen."

„Alle sind glücklich," dachte sich Sophie, „nur ich allein blieb übrig." Mit Freuden vollendete auch dieser zweite Abend für die Familie.

Der dritte Abend.

Wimmer's Ernennung zum königlichen Rentbeamten war auch schon im Städtchen ruchbar geworden, und den ganzen Tag über kamen mündliche und schriftliche Glückwünsche. Auch eine Chaise kam angefahren, aus welcher ein blühend aussehender junger Mann stieg, der zuerst in Sophiens, dann in des Rentbeamten Arme stürzte, und den dann der Herrschaftsrichter ebenso umarmte. Es war Wilhelm Konesca, oder wie er wirklich hieß: von Königstein.

„Ich halte Wort," sagte er, „Sophie, ich bringe Dich wieder zu Ehren, wisse, daß die Herrschaft, bei der Dein Vater angestellt war, jetzt mir gehört. Ich bin der einzige Sohn des gräflichen Hauses Königstein, aus Rache wurde ich meinen Eltern entführt und nur ein Zufall ließ darauf kommen, daß der junge Konesca, der einer Zigeunerbande entlaufen war, mit dem jungen Grafen Königstein; identisch seyn könne, aber wie ist mir, wie kommt mein ehemaliger College Müller hieher?" „Nicht mehr Müller," sagte dieser, „umarme Deinen künftigen Schwager, den fürstlichen Herrschaftsrichter Wimmer in S.," und eine wiederholte Umarmung erfolgte.

„Ich würde schon früher geschrieben haben," fuhr er fort,

„aber ich wähnte Euch in glücklichen Umständen, und wollte Euch daher erst überraschen, wenn ich mein Wort halten konnte, die Krankheit und der Tod meines Vaters verzögerten dieß aber.“ Eine nochmalige freudige Umarmung der ganzen nun so glücklichen Familie machte den Schluß, und die jungen Männer ermangelten nicht, während der Vater Gott prieß, aus Freude laut aufzujauchzen.

„Nun da geht's einmal recht lustig her in dem Nachbarhause, wer hätte das vorgestern sich geträumt,“ murmelte der reiche Krämer in sich hinein, ohne daß er von dem vollen Glücke der Familie Kenntniß hatte, „nun wenn andere Leute glücklich sind, ist mir's auch recht, bin ja doch ich selbst nicht unglücklich,“ da trat er an der Schwelle fehl und stürzte mit gebrochenem Beine laut aufschreiend zusammen.

„Um Gottes Willen, was ist geschehen,“ rief die Wimmersche Familie und eilte zu Hülfe. „Das war Gottes Fügung“, sagte der Alte, indem er von den beiden jungen Männern in's Haus getragen wurde, „warum habe ich auf mein Glück gepocht.“

An dem Vermählungsfeste des jungen Grafen Königstein mit Sophien konnte er das erste Mal wieder an der Krücke das Bett verlassen, er behielt aber seiner Lebtage einen hinkenden Fuß.

Das Wiegenpferd.

In einer norddeutschen Seestadt lebte ein Kaufmanns-Ehepaar. Gegenseitige Neigung hatte es zusammengeführt, und die beiderseitigen Eltern die Wahl in jeder Rücksicht, namentlich in finanzieller, indem jeder Theil dem andern ein gar hübsches Sümmchen in die Ehe brachte, für gut gefunden. Wenn das Paar gleich ganz jung, der Bräutigam im 19ten und die Braut im

15ten, zusammen geheirathet hatte, so erstreckte sich ihre Liebe doch über die Flitterwochen hinaus und in's eheliche übrige Leben hinein. Herr Müller, wie wir ihn nennen wollen, lebte einzig für sein Geschäft und war wirklich Kaufmann in jedem Sinne des Wortes. Die Frau dagegen war eine tüchtige Hausfrau, und so konnte es bei dem gegenseitigen Streben nicht anders seyn, als daß sich das Vermögen des Ehepaares von Stunde zu Stunde vermehrte.

Leider war ihre Ehe nur mit Einem Kinde und zwar mit einer Tochter gesegnet, während Herr Müller die bereits schon von seinem Urgroßvater ererbten kaufmännischen Eigenschaften gar so gerne einem Sohne eingeimpft hätte.

Da aber kein weiterer Kindersegen ihm bescheert wurde, so sollte die Tochter einen tüchtigen jungen Mann heirathen, damit Müller seine Eigenschaften doch wenigstens auf diesen übertragen könnte, allein ein altes Sprichwort sagt: der Mensch denkt's, Gott aber lenkt's.

Statt eines Kaufmanns lernte Malchen einen jungen hübschen Baron kennen, und sich kennen lernen und sich verlieben folgte bei diesen jungen Leutchen auf dem Fuße. Er glaubte ohne sie nicht leben zu können, und ihr dünkte ohne ihn die ganze Welt ein Feld voller Trübsal. Bald wurde nun auch die Mutter in's Geheimniß gezogen, und diese glaubte, welche Ehre ihrem Hause durch die Verbindung ihrer Tochter mit einem hochadeligen Herrn zu Theil werde. Nicht so dachte aber der Vater, dessen kaufmännische Seele einer Seits nur einen Kaufmann zum Eidam wollte, der aber anderer Seits auch die Sache wirklich in Erwägung zog und daraus das Facit herausrechnete, daß aus dieser Verheirathung seiner Tochter über ihren Stand hinaus unmöglich etwas Gutes entsprießen könne, indem der Herr Baron der zweitgeborne Sohn war, also die lehenbaren Besitzungen seines Vaters nicht erbte; indem ferner sein Vermögen so groß nicht war, um sich

Landgüter anzukaufen, sein Studium, die Landwirthschaft, dort ausüben und zugleich seinem Stande gemäß leben zu können.

Herr Müller sah ganz gut ein, daß bei so bewandten Umständen die schwiegerväterliche Kasse nur zu bald in Anspruch genommen werden müsse.

Er stellte dieß Alles seiner Frau vor, aber wie konnte er den vereinten Bitten von Frau und Tochter lange widerstreben, die in dieser Verheirathung das höchste Glück sahen. Er mußte nachgeben.

Daß seine Ansichten die richtigen waren, stellte auch die Folgezeit heraus, indem des Barons elterliches Vermögen und die reiche Mitgift seiner Braut bei Ankauf eines schönen Landguts so ziemlich auf die Neige gegangen waren, und er bald der Kasse seines Schwiegervaters bedürftig wurde.

Die junge Frau Baronesse sah ihrer Niederkunft entgegen, und da auf dem Lande doch nicht so verlässige Aerzte und Apotheken vorhanden sind, auch ihr die mütterliche Hülfe in Pflege und in Geld ganz erwünscht war, so wartete sie ihr Wochenbett im älterlichen Hause ab.

Sie gebar einen ganz hübschen Knaben, dem in der heiligen Taufe der Name Guido, seinem Taufpathen, einem fürstlichen geheimen Rathe, zu Ehren, zu Theil wurde. Bei Gelegenheit des Kindtaufschmauses, der, da die Taufe in einem bürgerlichen Hause vorkam, schon der Gewohnheit und der bösen Nachrede halber, nicht bei Seite gelassen wurde, fand sich auch eine Zigeunerin, ein Allen unerwünschter Gast ein. Herr Müller und sein hochadeliger Herr Schwiegersohn waren der Meinung, ihr sogleich die Thüre zu weisen, dagegen stemmte sich aber die Mutter und die Gevatterin, indem hiedurch gerade Unglück in's Leben des Kindes hereingerufen würde, weil die Zigeunerin dem Kinde etwas Böses in diesem Falle anwünsche.

Die Zigeunerin wurde auf's Beste bewirthet und mit allen

Leckerbissen vom Schmause überhäuft, damit sie ja keine Gelegenheit habe, dem Kinde Böses zu wünschen, sondern vielmehr ihm Gutes wünsche. Wenn sie auch überzeugt waren, daß ihr Wunsch nichts nütze, so glaubten sie doch auch ebenfalls fest, daß er schaden könne. Das Weib ließ sich alles ganz wohl schmecken, dann sahe sie das Kind an und indem sie sein Händchen in ihre schmutzige Hand legte und ihre Triefaugen hinter einer Brille versenkte, sagte sie: „Das ist ja ein ganz hübscher Kleiner, dem geht's noch ganz gut, aber sonderbar, daß er seiner Mutter ein Brüderchen bringt!"

Vater und Schwiegervater nahmen den Sinn dieser Prophezeihung ganz einfach, nämlich, daß auf diesen Knaben bald wieder ein Knabe folgen werde, Frau Hiller glaubte aber darin nichts Sonderbares zu finden, wenn etwas Sonderbares in dieser Prophezeihung liege, so müsse ihr eine andere Deutung gegeben werden, und diese ihre Meinung verstärkte der Umstand, daß das Jahr darauf die adeliche Frau Tochter zwar wieder eines Kindes, aber nicht eines Knaben, sondern eines Mädchens genaß.

Indeß wuchs der kleine Guido zum hübschen vierjährigen Knaben heran; seine Gespielin war Wally, das dreijährige Töchterchen eines fürstlichen Försters, der zunächst des Landhauses des Herrn Barons wohnte. Der kleine Guido tummelte sich bereits auf seinem Wiegenpferde und glaubte seine Kunstfertigkeit hierin vor Wally probieren zu müssen. Unglücklicher Weise schlug aber von der heftigen Anstrengung das Wiegenpferd über und der kleine Reiter flog ganz unsanft auf den hölzernen Estrich, von dem ein Splitter ihm tief in die Wange fuhr. Beide Kinder schrieen, als ob sie am Messer stecken würden, und der gerade in seinem Studirzimmer befindliche Vater eilte sogleich herzu und befreite seinen an den Boden gehefteten blutenden Kleinen von dem Splitter. Die Wunde heilte zwar bald, allein eine tiefe Narbe schien dem Knaben sein Lebtag ein besonderes Kennzeichen zu geben.

Als Guido wieder geheilt war, schnitt er dem Wiegenpferde zur Strafe für seinen Ungehorsam eine Kerbe in die Nase.

(Wir führen diesen Umstand nur deßwegen an, weil er in der Geschichte von Wichtigkeit ist, wie wir später hören werden.)

Ein halbes Jahr darauf, als der Spätherbst bereits die Winterstürme vorbereitete — war die Edelfrau mit ihren Kindern in die Stadt gezogen, weil ein giftiges Fieber auf dem Lande sich ausbreitete und viele Opfer nahm, während die Stadt noch davon verschont blieb. Eines Tages hatte der Knabe sich der Aufsicht der Kindsmagd zu entziehen gewußt und sahe dem lustigen Treiben am Meeresstrand zu, wo er von der Nachbarschaft gesehen worden seyn wollte. Plötzlich erhob sich ein Gewitter, da mangelte man erst des Knaben, von dem war und blieb aber weder etwas zu hören noch zu sehen. Die allgemeine Meinung war, daß er in's Meer gestürzt, und da solches seine Leiche nicht auswarf, von einem Seefische verzehrt worden sey. Man denke sich den Jammer der Familie, den Schmerz des Vaters, als man ihm diese Nachricht mittheilte.

Diesem Trauerfalle folgte bald ein zweiter, indem die Stadt auch von derselben Krankheit, wie früher das Land, heimgesucht und der Kaufmann Müller ihr zur Beute wurde.

Die Wittwe führte darauf ihr Geschäft durch zwei Commis, von welchen einer Geschäftsführer war, fort. Auf frühere Weise dauerten aber die Ansprüche des Barons auf die schwiegerälterliche Kasse fort, und Frau Müller durfte sich wirklich glücklich schätzen, daß selbe ein unerschöpflicher Born sey, wiewohl sich auch Brunnen erschöpfen lassen. — So verfloß eine Reihe von zwölf Jahren.

Inzwischen war des Barons Bruder gestorben und da seine Ehe kinderlos war, so hatte er die Hälfte seines Vermögens diesem vermacht.

Seine Wittwe aber sollte im Genusse der Renten seiner

Güter bis zu ihrem Tode bleiben, wo diese Güter dem Landesherrn anheimfielen.

Sollte jedoch dem Baron noch ein männlicher Sprosse geboren, oder der bereits verschollene wieder aufgefunden werden, so sollte mit dessen Volljährigkeit die Herrschaft über die Güter ihm zufallen, und er nur mehr ein Drittheil der Renten der Wittwe zu verabreichen schuldig seyn.

Dem Baron kam das Erbe ganz recht, die weiter für ihn wie für seine Nachfolger nützliche Klausel aber schien ihm ganz unnütz zu seyn, da er von seiner Frau keinen männlichen Erben mehr hoffen zu können glaubte, und deren Gesundheit ihm auch die Hoffnung durch eine zweite Heirath einen zu bekommen, in weite Fernsicht stellte.

Niemand war aber diese glückliche Wendung der Dinge erwünschter als der Frau Müller, die hiedurch der fortwährenden Zudringlichkeit von Tochter und Schwiegersohn enthoben wurde. Aber ein scheinbares Unglück folgte auf dem Fuße.

Ein Schiff strandete und ging unter, alles bemühte sich, die Schiffbrüchigen zu retten, auch eine Masse Zuschauer stand am Meeresstrande. Unter diesen auch der Geschäftsführer der Frau Wittwe Müller. Eben brachte man einige von den geretteten Schiffbrüchigen an's Land. „Platz da, ihr Maulaffen," riefen die Matrosen und von einem Stoße getroffen, stürzte der Geschäftsführer in's Meer. Sogleich sprang einer der Geretteten ihm nach und brachte ihn glücklich in die Höhe, worauf sie beide mit Hacken herausgezogen wurden.

Der Geschäftsführer hatte durch den Sturz auf der Brust Schaden genommen, und sein Retter, wiewohl er beim Schiffbruche selbst alles verloren hatte, ließ sich's nicht nehmen, ihn selbst nach Hause zu geleiten und zu pflegen, wie er es auf dem Schiffe schon öfters gethan hatte. Er war ein junger schöner Mann von ungefähr 19 Jahren, wenn er auch die deutsche Sprache nur ge-

brochen und überhaupt plattdeutsch sprach, so war er doch in der Feder geübt und wußte, als ob er des Dinges schon längst kundig sey, des Erkrankten Geschäfte fortzuführen. Kein Wunder, daß sich der junge Voner, hatte er schon durch die Lebensrettung des Geschäftsführers den Dank der Frau Müller erworben, sich auch deren Zuneigung theilhaftig machte.

Der Geschäftsführer hatte indeß in dieser Welt nichts mehr zu führen, eine Brustkrankheit nahm ihn in's Jenseits.

Aus den in seinem Pulte befindlichen Papieren, so wie aus den Büchern ersah Voner indeß mit Schrecken, daß der Stand der Handlung aufgehört habe, solid zu seyn, und nur die größte Sparsamkeit und Schwungbarmachung des Geschäftes dieses vor einem Banquerotte retten könne, indem der Herr Baron durch Anspruchnahme der Kasse und der Geschäftsführer durch verunglückte Spekulationen und Hoffnung auf Gewinnst in Lotterien ihr gleich hart zugesetzt hatten.

Er theilte diese Hiobsbotschaft seiner Prinzipalin jedoch mit dem süßen Beisatze mit, daß sie getrost seyn solle, indem er durch schwunghaften Betrieb der Handlung deren Kredit vermehren und ihr wieder so aufhelfen wolle.

Und er hielt Wort. Durch Bekanntschaft in Nordamerika wußte er die Geschäftsthätigkeit der Handlung dahin zu spielen, und obwohl er fast Tag und Nacht den Geschäften selbst oblag, so reichten doch zwei Commis nicht mehr hin, die weitverzweigte Correspondenz zu führen. Die Wittwe war ganz entzückt darüber, aber wie konnte sie dem fleißigen jungen Manne genug danken, kein Honorar schien ihr für seine Bemühungen hoch genug zu seyn; ihn zum Haupterben einzusetzen, das hieße ihren Dank zu weit hinausgeschoben, denn sie war noch in ihren besten Jahren, und dann konnte sie gewiß denken, daß das Testament von ihrem Eidam angefochten und ein langjähriger Prozeß die Erfüllung ihres Willens wo nicht gar vereiteln, doch hinhalten würde.

Um den jungen, verdienstvollen Mann ganz an sich und an ihre Handlung zu ketten, entschloß sie sich, ihm ihre Hand anzubieten, und um jedem Prozesse nach ihrem Tode vorzubeugen, ihm im Heirathsbriefe eine sehr bedeutende Summe auszusetzen.

Der junge Mann war wirklich wie aus den Wolken gefallen, als sie ihm diesen Antrag eröffnete. Er, der vor einem Jahre ohne Vermögen, ja ohne Alles in Folge des Schiffbruches, durch welchen er auch den Kapitän, seinen Erzieher verlor, an diese ihm unbekannte Küste, in das ihm landfremde Haus gekommen war, sollte der Gemahl einer reichen angesehenen Frau, der Prinzipal einer großen Handlung werden; indeß war ja er es, der dieser Handlung ihre Ausdehnung wieder verschafft, ja erhöht hatte. Mit Thränen im Auge nahm er dieß ehrenvolle Offert an und versprach Frau Müller, in jedem Sinne des Wortes ein treuer Gatte zu werden.

Nur mit seinen Dokumenten hatte es Anstand, er wußte weder wo er geboren, noch wer sein Vater sei. Ein Schiffsarzt, der hierüber hätte Auskunft geben können, war selbst von einem heftigen Fieber, das ihm keine Besinnung mehr ließ, hingerafft worden, und der Kapitän, der sich nachher um den Knaben annahm, und vielleicht über seine Herkunft aus dem Munde des Schiffsarztes etwas gewußt, vielleicht auch von ihm Papiere gehabt hätte, war bekanntlich im Schiffbruche zu Grunde gegangen. Das Ansehen und Vermögen von Frau Müller bewirkte indeß, daß man von diesen Urkunden um so mehr Umgang nahm, als auch ihr Beichtvater für den jungen Mann gut sagte, indem er in der christlichen Religion wohl unterrichtet sei, daher auch christlich getauft worden seyn müsse, und um so mehr, als er ein Europäer sei, und den christlichen Taufnamen Wilhelm habe, so ging die Heirath von statten.

Daß Frau Müllers Tochter und Eidam hierüber ungemein aufgebracht waren, dieß läßt sich wohl denken.

Der junge Gatte lag auch als nunmehriger Prinzipal seinem Geschäfte gleich unverdrossen, oft Tag und Nacht ob.

Dieß letztere schmerzte seine Gattin um so mehr, als er hiedurch seine noch so feste Gesundheit zerrütten mußte, und sie selbst war es, die ihn aufmunterte, keinen Sonderling mehr zu machen, er sei jetzt selbst Kaufmann, und solle des Lebens Güter wie Andere auch genießen, habe er sie ja größtentheils selbst geschaffen. Voner ließ sich dieß nicht umsonst gesagt sein, und trat jetzt, ohne in der Hauptsache seine Geschäfte zu vernachlässigen, in das Leben und Treiben der Welt ein, machte mit, was ihm, ohne seiner Ehre, oder zu sehr seiner Börse zu schaden, für seinen Genuß ersprießlich schien; namentlich wurde er ein Liebhaber von geselligen Parthien, vom Reiten und der Jagd.

Während dieser Zeit machte ihm seine Gattin die freudige Eröffnung, daß sie, wiewohl sie schon hoch in den vierziger Jahren stehe, sich Mutter fühle, und wirklich genas sie eines herrlichen Knaben, der in der Taufe auch den Namen Wilhelm, wie ihr lieber Mann, erhielt, und trefflich gedieh.

Nun hatte ihr Glück den höchsten Standpunkt erreicht und sie fürchtete nicht mit Unrecht einen Wechsel desselben, wenigstens ein diesen so glücklichen Zustand störendes Ereigniß. Aber, daß dieß Ereigniß daher kommen würde, woher es nachher kam, dieß hatte ihr nie geträumt, wohl war ihr die Prophezeihung der Zigeunerin öfters beigefallen, aber sie hatte sie immer als ganz unwahr hintangesetzt, indem sie für dieselbe gar keine Deutung wußte. Drei Jahre waren so nach der Geburt ihres Wilhelm verstrichen und sie glaubte in dem lieblichen Knaben das Ebenbild ihres so jämmerlich zu Grunde gegangenen Enkels zu sehen.

Da wohnte ihr Gatte einer Jagdparthie in einer etwas entfernten Gegend bei. Diese wurde aber durch schlechtes Wetter vereitelt und ihre Theilnehmer suchten dafür in einem Orte, wo

sich ein großes Bad befand, zu welchem Reiche und Angesehene aus der Nähe und Ferne, sowohl wegen des Genusses des Bades als jenes der geselligen Unterhaltung sich gewöhnlich einfanden, Entschädigung.

Es waren auch Spiele daselbst. Boner glaubte plötzlich in einem der Spielenden, wiewohl er als holländischer Offizier gekleidet war, ein ihm bekanntes Gesicht zu erkennen, und so war es auch.

Es war ein und derselbe Spieler, den er vor einigen Jahren als Falschspieler in Boston in Amerika beobachtet, und ihm dortselbst mit einer Gerte eine derbe Lektion gegeben hatte. Boner sah dem Spiele längere Zeit zu; der eine, ein angesehener, hochgewachsener Mann, hatte Anfangs Glück, später wollte ihm aber keine Karte mehr fallen, er pointirte immer höher, aber immer mit Unglück, endlich setzte er gar 100 Dukaten auf Eine Karte. Eben war der Spieler wieder im Begriffe den Satz einzustreichen, als Boner in die Mitte trat und zum Verlierenden sagte: „Herr, streichen Sie das Geld ein, Sie sind betrogen, Ihre Gewinnstkarte liegt unter dem Tische.“ Glühend vor Zorn stand der Spieler auf, Boner ließ ihn aber gar nicht zur Rede kommen und sagte: „Machen Sie, daß Sie weiter kommen, oder ich bringe meine Reitpeitsche in Anwendung wie vor drei Jahren meine Gerte auf Ihrem Rücken zu Boston.“ Diese Worte trieben sogleich wieder das Blut von des Spielers Gesicht, und gaben diesem eine Alabaster-Farbe, so daß man ein menschliches Kamäleon vor sich zu haben glaubte. Der Auftritt rief eine Menge Zuschauer herbei, der Spieler hielt es aber für besser, den Ausgang der Sache nicht abzuwarten, und machte sich aus dem Staube. In der Eile hatte er sein eigen Geld liegen lassen. Er wurde nachher im Bade nicht mehr gesehen. Herr Boner theilte darauf den Anwesenden die Aufklärung über dieß Ereigniß mit.

Herzlich dankte ihm jener Herr, auf dessen ganze Börse

und vielleicht noch mehr es abgesehen gewesen war, und da er vernahm, daß Voner Jagdliebhaber sei, so lud er ihn ein, an einer in einem nahe gelegenen bedeutenden Jagdrevier stattfindenden großen Jagd Theil zu nehmen. Beide nannten einander ihre Namen, aber wie erstaunten nicht beide, als sich Schwiegervater und Schwiegersohn gegenüber standen, und sie, die fortwährend feindlich gegen einander gesinnt gewesen waren, umarmten sich nun als herzliche Freunde.

Es wurde ausgemacht, daß bei Gelegenheit dieser Jagdpartie Voner seine Frau und seinen Knaben zu ihm auf sein Landgut bringen, wo sie nach Vollendung der Jagd nach Jahre langer Trennung das Fest der Wiedervereinigung feiern wollten.

Voner theilte seiner Frau dieß freudige Ereigniß mit, und sie theilte seine Freude um so mehr, als sie ihre Tochter und Enkelin so lange nicht mehr gesehen hatte, und bei erwachtem Muttergefühle wieder umarmen wollte.

Als der zum Besuche und zur Jagdparthie angesetzte Tag kam, machte sich Voner mit Gattin und Kind auf den Weg und nahm auch seinen Buchhalter, einen jungen Mann aus einem angesehenen nordamerikanischen Hause mit, damit derselbe am Jagdvergnügen Theil nehmen sollte.

Der Baron stellte Voner bei seiner Ankunft Frau und Tochter vor, und seine Gattin stürzte darauf in die geöffneten Arme ihrer Tochter und Enkelin, nachher wurde von letzteren der kleine Wilhelm geherzt.

Der Buchhalter Samuel Witte machte hiebei einen stummen Zuschauer, aber die Scene lief auch nicht ganz ab, ohne ihn mit in sich zu verflechten, denn der Blick der jungen Baronesse und der seinige hatten augenfällig auf einander getroffen, und wenn sie auch plötzlich wieder abgewendet wurden, so theilte sich doch den Herzen beider ein nie gekanntes Gefühl mit.

Die Jagdunterhaltung begann, es nahmen mehrere Herren

und auch ein Frauenzimmer in Amazonenkleidung daran Theil.

Als man an den Wald gelangt war und ehe man noch absattelte, schenkte die Amazone als Markedenterin ein Glas köstlichen Rum jedem der Jagdliebhaber ein.

Als sie zu Voner gelangte, begann sein Pferd zu steigen, sei es aus Zufall oder weil es von ähnlichen Anlässen, so abgerichtet war, da brach der Steigbügelriemen und Voner lag der Länge nach auf dem Rasen vor dem Frauenzimmer hingestreckt, wie einst der Knabe Guido in der Kindesstube vor der kleinen Wally. —

Das Pferd aber stand still und schaute sich um, als bedaure es den schlechten Reiter.

Das Frauenzimmer sprang sogleich von ihrem Pferde und eilte Vonern zu Hilfe und fragte ihn theilnehmend, indem sie ihm seine vom Falle brennende Wange rieb, ob er doch nicht Schaden genommen habe.

Voner verneinte dieß, ihr für ihre Beihilfe herzlich dankend.

Wie das Herz seines Buchhalters vom Blicke der jungen Baronesse verwundet worden war, so war es nun auch seines von jenem der Amazone. Nie war ihm in seinem Leben ein interessanteres Gesicht von einem Frauenzimmer vorgekommen.

Während der Jagd erkundigte er sich um den Namen des weiblichen Ganymed's: Försters Wally hieß es. Försters Wally tauchte es ihm auf einmal in seiner Seele wie aus Erinnerungs-Träumen auf. Die Jagd wurde indeß fortgesetzt, und Voner hatte nicht Zeit sich weiter um das ihm auf einmal so interessant gewordene Frauenzimmer zu erkundigen.

Nach Vollendung der Jagd trennte sich die Gesellschaft. Der Baron und sein junger Schwiegervater mit seinem Buchhalter kehrten nunmehr vergnügt zurück, des weitern Vergnügens, das ihrer zu Hause wartete, geharrend.

Als sie von der andern Seite des Gutes durch den Garten

kamen, fiel Vonern plötzlich die Fontaine in demselben auf, die er in seiner Jugend schon gesehen zu haben glaubte.

Als sie sich umgekleidet hatten, und in die oberen Gemächer sich hinauf begaben, hieß es, die ganze Familie sei im ehemaligen Kindszimmer, wo der kleine Wilhelm Guido's Wiegenroß aufgefunden habe und nun darauf eine Cavalcade hatte. Als sie eintraten fühlte sich Voner in einen besondern Gemüths-Zustand versetzt; das ganze Zimmer, die Ansicht auf den Garten, riefen ihm die Bilder seiner ersten Jugend zurück, da fiel sein Blick auf den kleinen Reiter und sein Roß, indem er die ihm wohl bekannte, vom ihm selbst eingeschnittene Kerbe an der Nase erkannte.

„Um Gottes Willen," rief er aus, „wie ist mir, ich bin im elterlichen Hause, ich erkenne alle Gegenstände meiner frühesten Jugend, selbst das Wiegenpferd; auf dem mein Kleiner reitet ist für mich von Erinnerung, diese Narbe an meiner Wange trage ich noch von einem Sturze, den ich mit ihm gemacht habe.

„Gott im Himmel!" riefen plötzlich der Baron und die Baronesse: „Du bist unser verlorner Guido. „Ja," fiel ihm Voner ein, „ich erinnere mich; das war mein Name" und er sank in ihre geöffnete Arme — seine Gattin in die ihrer Enkelin, der Zigeunerin Prophezeihung war zur Wahrheit geworden.

Diese Entdeckung hatte störend auf die ganze Familie gewirkt.

Daß Voners und seiner Großmutter Ehe als widernatürlich nicht mehr fort bestehen könne, dieß sahen alle ein, aber man wollte doch in der Welt kein Aufsehen erregen und um so mehr, als ein Sprosse aus dieser Ehe da war. Vonern fiel das Klügste ein, er wollte in der Stadt Haus und Handlung verkaufen und von seines Oheims Testament Gebrauch machend, sich auf's Land zurückziehen. Als er dieß ins Werk setzen wollte, machte ihm sein Buchhalter die Entdeckung daß ihm das Fräulein, seine nunmehrige Schwester, durchaus nicht gleich-

giltig sei, und daß auch er aus ihren Blicken und ihrem ganzen Wesen gelesen habe, daß wenn sein Herr Prinzipal für ihn den Brautwerber mache, er keinen Korb bekomme, und so war es auch. Der nunmehrige Baron von S. (Boner), übergab ihm und seiner Braut Haus und Handlung in der Stadt, übernahm mit fürstlicher Bewilligung die Güter seines Oheims und heirathete dann seine Jugendgespielin, Försters Wally, deren Wiederbekanntschaft er auf der Jagd gemacht hatte. Sie wurde seinem Wilhelm eine liebende Mutter und blieb es auch, nachdem ihr Gott selbst Kinder bescheert hatte.

Die Großmutter aber, die das Stadtleben gewohnt war, blieb bei ihrer Enkelin und gab vor, ihr Gatte sei auf Reisen gestorben. Wenn ihr Wilhelm zu ihr auf Besuch kam, so herzte und küßte sie ihn, als geliebten Urenkel und vermachte ihm nach ihrem Tode den größten Theil ihres reichen Nachlasses. Den wahren Zusammenhang der Sache erfuhr er aber erst auch nach seines Vaters Tode aus dessen hinterlassenen Papieren. —

Der letzte Longobarde und der letzte Agilolfinger.

Es war so eben die Morgenröthe angebrochen, und vergoldete die beschneiten Gipfel der tyrolischen Alpen.

Rechts und links von den Sennerhütten erklang der Schall der Alpenhörner, die freudig den jungen Tag begrüßten, und deren Melodien, als sie schwiegen, von den Vögeln abgelöst wurden, die nun auch in ihrer Weise dem Schöpfer dankend, in mannigfachen Stimmen ihre Morgenlieder begannen.

Am Ausgange eines Wäldchens, wo die Straße nach dem

herzoglichen Schlosse Meran führte, welche zu beiden Seiten zwei uralte Lindenbäume überwölbten, die mit Kränzen von Blumen aller Art, und mit Guirlanden von Eichenlaub und Epheu behangen waren, war ein hübsch geschmückter Knabe und ein Mädchen, die Kinder des Schloßvogts, beschäftigt, mit einem großen Blumenkranze in der Hand, sich einzuüben zum Feste, welches noch diesen Morgen der durchlauchtigsten Herzogin zu Ehren, wegen ihrer Wiedergenesung, stattfinden sollte, und wozu die Ritter und Edeln, so wie die hohe Geistlichkeit der Umgebung geladen waren. „Laßt uns unser Sprüchlein probiren, daß wir es recht machen," sagte die kleine Luitgarde und beide fingen nun an, zu singen.

In des Friedens goldnem Glanze
Senkt der Morgenröthe Schein;
Sieh auf Bojoariens Fluren
Auf des Krieges blut'ge Spuren
Malend Segen und Gedeihn.
　　Bleibe immer,
　　Weiche nimmer.
Bleibe bei uns holder Friede!
　　Bleibe immer,
　　Weiche nimmer.

„Um Gottes Willen Luitpold, was ist das?" schrie auf einmal die Kleine, ließ den Kranz aus und sprang wie ein aufgeschrecktes Reh auf die Seite.

Eine herkulische Gestalt mit einem Wolfsfelle umhüllt, mit fliegendem Haar und langem Bart war aus dem Wäldchen getreten, der Mann warf sich auf die Knie nieder und die Hände zum Himmel erhoben rief er aus: „Ich bin gerettet," und die Arme gegen das Schloß hingebreitet, fuhr er fort:

„Willkommen Bojoariens Boden."

„Sei mir gegrüßt verschwägert Land!" Der kleine Luitpold war stehen geblieben, und hatte ihm zugeschaut, auch Luitgarde,

da sie sah, daß es ein Mensch gewesen sei und zwar kein Böser, weil er gebetet, hatte ihre kindliche Schüchternheit überwunden nnd war näher getreten.

„Kinderchen," sagte der Fremde, „es wird hier ein Fest bereitet, wie ich sehe, wem gilt dieses?" „Der Wiedergenesung unsrer Landesmutter, der Herzogin und zugleich dem Frieden, es soll ein Doppelfest werden" erwiederte Luitgarde, „denn beides lieben wir, die Herzogin und den Frieden."

„Nun Kinder, das ist brav," sagte der Fremde, der Kleinen Hand fassend, welche diese aber ihm erschrocken entriß. „Laßt mich, Herr!" sagte sie:

„Eu'r Auge sprühet Todesflammen
Ihr bringt des Friedens Segen nicht!"

Da wurde es auf einmal vom Schlosse her lebendig, so wie man auch Züge der Jugend der benachbarten Dörfer festlich geschmückt sich nahen sah. Scheu zog sich der Fremde in das Gebüsch des Hölzchens zurück, sey es um durch seine Gestalt kein Aufsehen zu erregen, oder um dem Feste doch auch ungesehen beizuwohnen.

Der Kastellan stellte die geschmückte Jugend unter Bäumen auf. „Da hörte man Trompetenstöße vom Schlosse her und „sie kommt, sie kommt," rief die bewegte Menge. „Aber wie blaß sie aussieht," sagten andere, „das Feuer ihrer Augen ist erloschen, die Rosen ihrer Wangen verwischt! Ach die gute Herzogin!" Des Kastellans Kinder empfingen nun die Herzogin mit obigem Gesange, wovon die erste Strophe, wie wir hörten, dem Frieden, und die zweite der Wiedergenesung der erlauchten Herzogin und die dritte der Wohlfahrt der ganzen herzoglichen Familie galt. Darauf brachten die benachbarten Edeln ihre Huldigung.

Ihr Gemahl Herzog Thassilo, an dessen Arme sie hergeschwebt war, ließ sie sanft auf ein aus feinem Moose gebildetes Sopha nieder, und sagte: „Sieh, wie Alles Dich liebt und meine Landeskinder sich freuen, die Landesmutter ihnen wieder geschenkt zu sehen. „Theile mit ihnen diese Freude, liebe Luitberga," fuhr er fort.

„O ich theile sie gerne und würde mit ihnen mich freuen. Aber der Gram nagt an meinem Herzen, die Sorge um meinem unglücklichen Bruder. Wie kann ich mich freuen, wenn vielleicht zur selben Zeit derselbe weiß Gott in welcher Waldschlucht verhungert oder verschmachtet," erwiederte die Herzogin.

„Dieser Sorge sey enthoben und freue Dich," rief eine Stimme aus dem Wäldchen. Aller Augen wendeten sich dahin, woher die Stimme kam, und nicht lange darauf stürzte der Fremde hervor und zu der Herzogin Füßen.

„Dagegen aber fleht dich dein Bruder um schwesterlichen Schutz," sagte er.

Freudig umschlang ihn Luitberga und hob ihn auf.

„Der soll dir werden, so wahr ich der Bojoaren Herzogin und deines Vaters, des Longobarden-Königs Desiders, Tochter bin. Die Freude hatte zugleich ihr wieder Rosen, wenn auch blässer als sonst, auf die erbleichten Wangen gemalt. „Prinz Adelgis!" rief erstaunt die erfreute Menge.

Der Herzog hieß seinen Schwager auch willkommen, und umarmte ihn. „Freuet Euch Alle!" rief er aus, „heute ist ein dreifaches Fest, das Fest des Friedens, der Wiedergenesung Luitberga's, und der glücklichen Rettung des lombardischen Prinzen Adelgis. Die Hälfte der Abgaben soll für dieses Jahr allen meinen Unterthanen erlassen seyn." Da trat der Bischof von Passau und der Kanzler hervor: „Herr Herzog, mäßigt Eure Freude" sagten sie, und macht in ihr nicht Versprechungen, die

erst höherer Genehmigung bedürfen, denn hiezu ist, dem Vertrage gemäß, erst die Sanktion des Königs Karl zu erholen."

„Ein Abgaben-Erlaß ist kein Gesetz, kein Krieg, und in allen meinen Handlungen bin ich noch nicht gebunden," sagte der Herzog, und gebot alsbald den Rückzug in's Schloß, da die Herzogin die freie Luft noch nicht so lange ertragen könne, und die verschiedenen Eindrücke zu sehr auf sie gewirkt hatten.

Dort umgekleidet erzählte der Schwager ihm und Luitbergen die Geschichte seiner wunderbaren Rettung, wie er aus Italien mitten durch Feindes-Land, bei Nacht und über die höchsten unwegsamsten Gebirge den Weg nach Bojoarien wirklich gefunden habe, und zugleich sich nun doppelt freue, indem er auch Gattin und Kind wohl verwahrt vor Karls Nachstellungen auf einer einsamen Burg in Kalabrien wisse.

Da meldete man die Ankunft eines fremden Gesandten aus dem Lande der Avaren, welcher dem Herzoge seine Aufwartung zu machen wünsche, und Aufträge an denselben von seinem Könige habe. Herzog Thassilo entfernte sich aus dem Zimmer der Gemahlin, den Gesandten zu empfangen.

„Ein Gesandter der Avaren hier," rief Adelgis aus, „welch glückliches Ereigniß, dieß bringt meinen großen Plan vollends zur Reife. Höre liebe Schwester," fuhr er fort, „Du hast mir wohl deinen Schutz zugesagt, kannst aber Du, kann selbst Dein Gemahl in den gebundenen Verhältnissen, in denen Ihr zum fränkischen Karl steht, mir wirklich diesen Schutz gewähren? Du hast die heutige Einsprache wegen des Abgabe-Nachlasses der Unterthanen gehört, welche Einsprache die Freude des heutigen Tags so ziemlich vergällt hat. Karl hat einen Preis auf meinen Kopf gesetzt und in solchen Umständen halte ich mich auch an Eurem Hofe nichts weniger als sicher."

„Glaub mir, liebe Schwester, Dein Mann ist jetzt nur ein Schein-Regent, Karl würde ihn seines Reiches gleich ganz entsetzt

haben, wenn nicht der Aufstand der Sachsen ihn eines Andern belehrt hätte, und er hätte fürchten müssen, daß solch eine Handlung auch die Herzoge der Alemannen schwierig gemacht haben würde."

„Sind die Sachsen bezwungen, so hört auch Deines Gatten Scheinregentschaft auf; Karl läßt nicht nach, bis Desiders Blut von dieser Erde vertilgt ist."

„Dir kann ich vertrauen, Du bist eine hochherzige Frau, in Dir wallt Desiders Blut, das Rache schreit, wie in dem meinen. Höre meinen großen Plan. Unsere Vettern, die Herzoge von Friaul und Benevent, harren nur des Winkes, um die Franken aus Italien zu vertreiben, diese avarische Gesandtschaft giebt den Hauptausschlag; wenn Karl in Sachsen steht, so bricht der Aufstand los, die Avaren und Bojoarier sperren Karl die Rückkehr und daß die alten Feinde der Franken, die Alemannen, uns beistehen, dieß ist zum Voraus gewiß, aber ich will dem Franken noch den Todesstoß beibringen."

„Denke Du Dir, er will seine Tochter Rotrude mit dem kaiserlichen Prinzen Konstantin vermählen, um so zu sagen das ganze römische Reich unter seine Herrschaft zu bekommen. Ist er einmal Konstantins, des unmächtigen, Schwiegervater, so kümmert er sich um ihn so wenig, als um seine erste Frau, unsere arme Bertha, die nun im Kloster ihr Leben elend vertrauert, er ist und bleibt der alleinige Regent! — Dieß muß ich verhindern, denn gelingt es ihm, dann ist selbst unser großer Bund außer Stande, ihm etwas anhaben zu können. Bearbeite Du Deinen Gatten, daß er sich meinem Plane anschließt und die Sklavenketten abwirft." Adelgis Worte brachten Luitberga's rachekochendes Blut noch mehr in Aufregung. „Bruder, Du redest mir aus der Seele, längst schon harrte ich Deiner, solch ein Sklavenleben kann Desiders stolze Tochter nicht länger ertragen, eher sterbe ich. Wegen meines Gemahls sei außer Sorge, mein Wille ist auch der

seinige." Dennoch widerstand Thassilo längere Zeit Luitberga's Zureden, er hielt Karl zu solchen Handlungen nicht fähig, sie aber fiel ihm ein: „soll der, welcher seinen Bruder mordet, seine Gattin verstößt und überhaupt allem lombardischen Blute feindlich nachstrebt — Dein und der Deinen schonen, die diesem ihm verhaßten Blute angehören; schäme Dich, der letzte aus dem Agilolfinger Geschlechte zu seyn, den die Geschichte als schwachsinnigen Fürsten zur Schande für künftige Zeiten aufführt, denn sind des Franken Plane alle gelungen, so hört deine Regentschaft und auch das bojoarische Reich auf, selbstständig zu sein." Alle Einwendungen Thassilo's, seine bange Furcht vor der Macht des gewaltigen Karl, und die harte Bestrafung des gebrochenen Vasallen-Eides prallten ab an Luitberga's racheglühender Brust. Thassilo ließ sich überreden und wurde Mitglied des großen Bundes, an dessen Spitze sein Schwager Adelgis stand, welcher Bund, wenn nicht Verrath, bevor er noch seine Kräfte entwickelte, seine Macht gebrochen und die Theile einzeln vernichtet hätte, Karl dem Großen nicht wenig zu schaffen gemacht haben würde. —

Adelgis rüstete sich, nachdem mit den longobardischen Herzogen, den Avaren und Sachsen das nöthige Einverständniß getroffen war, zur Abreise an den byzantinischen Hof, um dort durch Irenens Sturz Karls Verheirathung mit ihr vorzubauen.

Aber wer geleitet Dich, geliebter Bruder? allein kann meine schwesterliche Sorge um Dich, nicht mehr Dich reisen lassen; ein treuer Freund an der Seite ist mehr, als ein Dutzend feiger Söldner, die Dich begleiten. Ich weiß Dir Rath; ein Vetter von meinem Manne, der junge Erinbert wäre der rechte Mann für Dich, denn der hat Herz und Zunge auf dem rechten Flecke und seine Treue ist so rein wie Gold. Er ist mir ergeben, wie mein zweites Ich, und mein Wink ist ihm Befehl."

An Erinbert erging daher Luitberga's Auftrag, ihren Bruder nach Konstantinopel zu geleiten, und ihm als ein treuer Freund in

allen seinen Handlungen und Unternehmungen zur Seite zu stehen.

Erinbert sagte mit Freuden Ja, und rüstete sich zur Abreise, nachdem er noch von seiner Verlobten, Engeltrude, der Tochter des Kanzlers, die sich in der Umgebung Luitbergens befand, herzlichen Abschied genommen, ihr den Schwur ewiger Treue geleistet und den ihrigen dagegen empfangen hatte.

Adelgis langte glücklich in Konstantinopel an und wußte sich daselbst zu seinem Plane nur zu bald Anhänger zu verschaffen.

Kanottis, ein Eunuche und Kämmerling am Hofe, der schon längst den Plan hegte, die grausame und geizige Irene vom Throne zu verdrängen, sah in Adelgis das passende Werkzeug. Mißlang der Plan, so war doch Kanottis Kopf geborgen und Adelgis allein der Schuldige, an den Irenens Grausamkeit ihren Muth kühlen konnte. Der Prinz Konstantin war für Kanottis schon der rechte Mann, indem dieser zur Handhabung der Regentschaft keine Eigenschaft besaß und daher eines tüchtigen Mannes bedürfte. Kanottis versprach dem Adelgis feierlich, daß wenn der Plan gelinge, er auch seiner thätigen Beihülfe gegen den fränkischen Kaiser gewiß sein dürfe.

Schon war Alles zur Verlobung des Prinzen Konstantin mit der königlich fränkischen Prinzessin Rotrude, ganz nach den Plänen der Kaiserin Irene vorbereitet, und man wartete nur noch der Gesandten, die in des Kaisers Namen das Ceremoniel vollenden sollten als nächtlicher Weile der von Adelgis und Kanottis angezettelte Aufruhr stattfand und die Kaiserin statt eine Schwiegertochter Eisenringe an ihre Arme erhielt.

Der zum Kanzler vorgerückte Kanottis saß in prachtvollem Gemache unter Akten-Stößen, und zeigte sich in der wichtigen Amtsmiene des befehlenden Ministers.

Man meldet — den Prinzen Adelgis. „Er soll in einer

Stunde kommen," sagte mit wichtiger Miene der Emporkömmling. Stampfend vor Wuth entfernte sich Adelgis.

Bei seiner Wiederkunft machte er nun Kanottis aufmerksam, wie beinahe lediglich durch seine Bemühung mit Hilfe der Armenier der Umsturz des Kaiserthrons vor sich gegangen, und erinnerte Kanottis an sein Versprechen.

„Wir haben jetzt, um den Thron und die neue Regierung zu befestigen, Wichtigeres zu thun, als an auswärtige Angelegenheiten zu denken und brauchen die Krieger dringend selbst in unserm Lande, können also für jetzt deren nicht in auswärtige entfernte Länder schicken. Kommt in ein Paar Wochen wieder, und fragt an, ich will sehen, was sich bis dahin thun läßt."

„Elender Eunuche," brummte Adelgis beim Abgehen vor sich hin, „also das mein Lohn!"

Giftig schaute ihm der neue Minister nach, „das sollst du mir nicht umsonst gesagt haben; wenn ich auch keinem Menschen das Leben geben kann, so kann meine Hand es Tausenden mit Einem Federzuge nehmen, und das will ich beweisen," sagte er ergrimmt.

Inzwischen meldete man die Gesandten Karls des Großen.

„Grade recht, meinen Plan auszuführen, laßt sie eintreten," herrschte er dem Diener zu.

Als sie eintraten und sich verneigten, ließ er sie eine Weile stehen und suchte unter seinen Dokumenten, dann sagte er zu ihnen freundlich:

In so bewandten Umständen kann ich nichts mehr für Euern Herrn in Betreff der Heirath thun, da Kaiser Konstantin nun einmal sich keine Gemahlin aufdringen läßt. Doch, kann ich König Karls Tochter auch den Besitz des morgenländischen Reichs nicht verschaffen, so soll diese Urkunde, die Ihr Eurem Könige überbringen wollet, dafür das abendländische ihm erhalten. Ich glaube meine Schuldigkeit gethan zu haben."

„Reiset schnell ab, denn die Urkunde enthält Wichtiges

und dieses Wichtige bedarf einer schnellen Ausführung," fügte er bei, indem er ihnen das Dokument überreichte, welches die genaue Beschreibung des ganzen Bundes war, den Adelgis gegen Karl gestiftet, und enthielt alle Plane zur vorhabenden Ausführung.

Es war ein freundlicher Abend, wie aus einem Nebel-Schleier hoben sich die Thürme von Konstantinopel und die Sophienkirche hervor, eine stattliche Platanen-Allee führte von der Stadt zu einem Tempel. So weit der Schein des Mondes, der das lichte Gewölk durchbricht, uns erlaubte, ließen sich zwei Waller auf dieser Straße erkennen, beide glichen aber keineswegs, ihrem Anzuge und ihrem Gange nach, den Bewohnern der Stadt oder der Umgegend, sondern sie schienen vielmehr jenem stämmigen Volke der Kinder der arabischen Wüste anzugehören, welches unter Mohammeds Nachfolgern, den Khalifen, fast die ganze bekannte alte Welt zittern gemacht hatte. — Die Haltung des Einen davon, eines untersetzten Mannes, zeigte deutlich, daß keine kriechende Krämer-Seele in ihm wohne, sondern er vielmehr zu befehlen gewohnt sei, während sein Gefährte, ein schlanker hagerer Mann, in untergeordneter Stellung zu ihm zu seyn schien.

„Beherrscher der Gläubigen," fing der letztere an, „Ihr wagt es, euer geheiligtes Haupt einer solchen Gefahr auszusetzen, und da sich hinzu begeben, wo Tücke und die schändlichste Hinterlist, wie wir eben vernahmen, lauern."

„Für's erste," fiel ihm der andere in's Wort, „nenne meinen Stand nicht mehr, und was das andere betrifft, so nehme ich es, der keinen Löwen, sei er auch noch so grimmig, fürchtet, mit zwanzig solcher Menschenfiguren allein auf."

„Bis zu unseren Rossen zurück kommen wir immer wieder, und bin ich auf meinem Araberhengste, so möchte ich den kennen, der meiner Herr würde. Doch stille da, es kommen Zwei die Straße, die etwas Wichtiges miteinander auszumachen zu haben scheinen, Allah weiß, welche Schelmerei, denn der Mond

verbirgt sich, daß er nicht Antheil nehme. Laß uns in den Schatten jener großen Platane treten, vielleicht vernehmen wir etwas, das uns ersprießlich ist, oder wir können ein Schelmenstück verhindern."

Die beiden sich Nahenden zeigten sich sogleich als vornehme Männer, der reichen Kleidung nach. „Durchaus dürft ihr Niemand verbunden seyn," sagte der eine, „wenn eure Macht von Bestand seyn soll. Der eine, ein verschlagener Italiener — der lombardische Prinz Adelgis — den ich fürchte, den habe ich mit drei Schiffen fortspedirt mit der gewissen Versicherung, daß ein Dutzend tüchtig bemannte Schiffe unter den Befehlen seines Gefährten in drei Tagen nachkommen werden, aber die kommen nicht nach, und er kommt in drei Monaten selbst nicht nach Italien, da ich schon dem Capitän den Auftrag ertheilt habe, so lange irre zu fahren als möglich; innerhalb dieser Zeit hat der fränkische Karl die Rebellen schon unterworfen, und der gefürchtete Adelgis läuft, so schlau er seyn mag, seinen Feinden unrettbar in die Hände. Der andere, der Bojoaren-Prinz Erinbert, versteht nur mit dem Degen umzugehen, und wäre daher gar nicht gefährlich, aber er bleibt uns ein unnützer Fresser, also weg mit ihm. Ich habe ihn deßwegen heute in den Tempel bestellt und ihm das Losungswort „Kyrene" sagen lassen, während ich der Wache den Auftrag zukommen ließ, den der diese Losung sage, als Verräther sogleich niederzustoßen."

„Da es aber nicht nöthig ist, daß zwei oder mehrere, ehe sie ihren Auftrag erfüllen, von dem boischen Eber hingewürgt werden, so habe ich die Wache dreifach verstärken lassen."

„Dann kann er seine großen Pläne die der Einfältige mir vertraute, bequem zwischen vier Bretter und zwei Brettchen verbergen, und sein Oheim, der Bojoarenherzog Thassilo, den er zum König von Bojoarien machen will, sitzt mittlerweile im Kerker Karls, wie Eure Mutter Irene in dem Euern.

„Ist es möglich, Allah!“ sagte der eine der beiden Fremden, „daß unter deinem Monde so schreiendes Unrecht nur ausgeheckt werden kann. Du hast mich diese Pläne gewiß vernehmen lassen, damit ich sie vereiteln soll. — Der tapfere Mann soll, weil er tapfer ist, meuchelmörderisch von einer Uebermacht erdolcht werden. O Schändlichkeit! Wenn ich es hindern kann, so wahr man mich den Gerechten nennt, so thue ich es. Siehe da, wer naht sich mit so schnellen Schritten, wenn ich mich nicht irre, so ist es der zum Tode bezeichnete bojoarische Prinz. Wie er sich beeilt, um ja früh genug die Meuchelmörderstöße zu erhalten!“

Als der mit leichtem Panzer bekleidete und mit einem Mantel Umhüllte sich nahte, stellte sich der Fremde ihm mitten in den Weg. „Halt,“ rief er aus, „und stehe mir Antwort.“

„Platz da,“ sagte der Gepanzerte, „ich habe Eile.“

„Meinetwegen, doch Ihr kommt nicht von der Stelle, bevor Ihr mir nicht Rede stehet,“ fuhr der Fremde fort. „Platz da nochmal, oder meine Klinge schafft sich Platz, du nächtlicher Unhold,“ sagte der Gepanzerte, und schon schwirrte sein treues Schwert durch die Luft.

„Komm auch du hervor, bewährte Klinge, du darfst dich nicht schämen, dich mit dem Schwerte dieses Gegners zu messen,“ — rief der Fremde und hell funkelte im Mondscheine sein Sichelschwert. Der Begleiter des Fremden stand, als ob ihn sein Gefährte gar nichts angehe, oder er von dessen Siege zuvor überzeugt sei, unthätig im Hintergrunde.

Gegenseitig trafen sich die Hiebe, daß Funken den Klingen entsprühten, auf einmal aber unterlief der gewandte Fremde seinen Gegner, und ergriff dessen Arm so fest, daß er das Schwert zur Erde sinken lassen mußte. „Wer bist du, nächtlicher Geist, und was willst du von mir, denn eine so übernatürliche Kraft, die mir den Arm plötzlich lähmte, kann in keinem Menschen wohnen,“ — keuchte der Gepanzerte.

„Steck dein Schwert vorerst in die Scheide, wie ich das meine,“ (was er hiemit that), antwortete der Fremde, „und dann höre.“

Mechanisch folgte der Ueberwundene diesem Befehl. „Bist du nicht Prinz Erinbert von Bojoarien, bist du nicht in den Tempel dort bestellt, und heißt dein Losungswort nicht Kyrene?“ fragte ihn nun der Fremde.

Der Gefragte schaute ihn an und sagte: „Bist du auch allwissend, daß du den Leuten in's Herz sehen kannst? ja ich bin Prinz Erinbert von Bojoarien, und auch die Losung ist dieselbe.“

„Nun so wisse,“ fuhr der Fremde fort, „daß ohne meine Dazwischenkunft du dem Tode geweihet worden wärest, durch überlegener Meuchler Macht. Die Nacht hat Ohren gehabt, und das schändliche Projekt ist vereitelt, doch kehre um, ich habe dir noch mehr zu sagen.“

„Wer bist du, edler Fremdling, dem ich mein Leben zu verdanken habe?“ fragte nun Erinbert.

„Ich weiß nicht Christ, ob ich dir bekannt bin,“ antwortete der Fremde, „die Welt nennt mich Harun den Gerechten, und daß ich meinen Beinamen mit Recht führe, habe ich dir bewiesen, und werde dir noch beweisen.“

„Wie, du wärest der allgewaltige Khalife Harun al Raschid, und du ließest dich herab für einen Andersgläubigen so zu handeln, ja deine Brust den Stößen meines Schwertes preis zu stellen?“ sagte Erinbert.

Lächelnd entgegnete der Khalife: „Noch zwei, wie du, hätte ich nicht gefürchtet, denn wisse, mir steht Kraft und vieljährige Uebung zur Seite.“

„Doch komm, und auch du Giafar,“ indem er seinen Gefährten rief, „machen wir, daß wir zu unseren Rossen gelangen, denn der Weg, den wir betreten, ist verpestet.“

Auf dem Rückwege machte er den Prinzen mit Allem bekannt, was er erlauscht und erfahren, wogegen auch Erinbert

sein ganzes Herz dem neugewonnenen Freunde ausschüttete, ihm seines Oheims und seine eigenen Verhältnisse erzählte, auch daß seiner eine liebende Braut harre, die, wenn er auf diese Weise zu Grunde gegangen wäre, sich zu Tode gehärmt hätte. Bei den Rossen, welche Bewaffnete hielten, angekommen, sagte der Khalife, indem er ihm ein Araberroß und eine volle Geldbörse behändigte, „mache, daß du fort kommst, damit du deinen Oheim noch zeitlich warnen kannst, daß der Plan verrathen ist. Die Stadt darfst du, wenn dir dein Leben lieb ist, nie mehr betreten. Ich habe mit dir gekämpft, und an dir einen ritterlichen Mann gefunden, der meines Bruderkusses und meiner Freundschaft werth ist," somit küßte er ihn und fuhr fort, „da nimm diesen Ring, er soll einen Talismann enthalten, daß dem, der ihn trägt, nichts am Leben geschehen kann, thue ihn daher nie von deinem Finger, und wenn du deine Wünsche erreicht und dein Glück gefunden zu haben glaubst, so sende ihn mir wieder zurück, und hiemit lebe wohl!" —

Rasch trug das Araberroß, das noch nie einen christlichen Reiter getragen, den gepanzerten Erinbert weiter, und ehe noch die Sterne am Himmel verglühten, war er schon außerhalb des bizantinischen Gebietes.

Glücklich war Erinbert bereits im Lande der Avaren angelangt, und hatte daselbst das unbeschlagene leichte Araberroß, welches des Trabes über die rauhen Wege nicht gewöhnt war, gegen ein tüchtiges Streitroß umgetauscht. Schon hatte Pannonien ihn aufgenommen, und er wähnte sich seinem Ziele nahe, als die sogenannte ungarische Krankheit ihn ergriff, und fast zwei volle Monate auf's Krankenlager warf.

Kaum war er genesen, und fähig sein Roß zu besteigen, als er die Reise fortsetzte.

Bei Nacht kam er zufällig von der Straße ab, und in einen Wald, er mußte sein Pferd am Zaume führen. Ein nahes

Licht hieß ihn den Pfad dorthin einschlagen, woher es leuchtete, es kam aus eines Eremiten Zelle.

Er bat den Eremiten dringend, ihm den rechten Weg zu weisen.

„Sprich zuerst bei mir ein,“ sprach dieser, „und labe dich, ich habe gesundes Wasser, und für Wallfahrer auch zur Stärkung einen Trunk reinen Wein.“

Erinbert folgte und band sein Pferd vor der Zelle an, der Klausner stellte ihm Futter und Trank vor. „Sieh,“ sagte er, indem sich dieses das Heu und Wasser schmecken ließ, „auch dein armes Thier bedarf der Erholung.“

Dem Eremiten, als einem Gottesmanne, vertraute nun Erinbert, warum er so schnell zu reisen Ursache habe, „denn,“ sagte er, „kann ich auch meinen Oheim nicht zum Könige von Bojoarien machen, so will ich ihn doch retten.“

„Du kommst zugleich zu früh und zu spät, die Sterne sind dir heute nicht günstig,“ entgegnete der Eremit, „bleibe bei mir bis morgen, daß auch die Nacht keines Menschen Freund ist, hast du durch den kleinen Irrritt, den du gethan, erfahren.“

Erinbert ließ sich aber nicht länger aufhalten, sondern ersuchte, nachdem er sich genug gelabt hatte, den Eremiten dringend, ihm nun den Weg zu weisen.

„Wenn du nicht anders willst,“ entgegnete dieser, „nun wohlan, so komme.“ Nachdem er ihm eine kleine Viertelstunde mit der Fackel vorgeleuchtet, befanden sich der Reiter und sein Roß an einer gebahnten Straße.

„Auf dieser Straße reite getrost weiter,“ sagte der Eremit von Erinbert Abschied nehmend, „sie führt dich gerade in's bojoarische Gebiet. (Damals erstreckte sich Bojoarien bis an die Eger in Ungarn.)

„Doch halt, merke noch auf, was ich dir sage,“ fuhr er fort. „Siehe zum Himmel, und diese zwei Sterne, den hier und jenen dort —

„Wenn dir in schwarzer Unglücks-Nacht,
Auch nicht Ein Stern der Hoffnung lacht,
Und dieses Sternepaar, das fern und getrennt erscheint,
Sich zeigt dir schimmernd und ganz nah vereint,
So denke, daß für dich mit Prangen,
Der Glücksstern nun sei aufgegangen.

Dann fügte er noch bei, indem er nach den Sternen sah: „Was einen König in Bojoarien betrifft, damit hat es gute Wege, es wird zwar versucht werden, einen zu machen, aber nicht gelingen, erst wenn das Reich, das der fränkische Karl jetzt gründet, wieder durch einen Franken, aber aus dem Geblüte der Longobarden, welches Karl vernichtet glaubt — gestürzt seyn wird, worüber aber mehr denn tausend Jahre vergehen — dann wird der königliche Purpur im alten Reiche der Bojer einen Agilolfinger, aus der Linie der Grafen vom Nordgau umhüllen. Mehr zu sagen ist mir nicht erlaubt. Gehab dich wohl.“ *)

Bereits war Bojoariens Gränze erreicht, und in wenigen Tagen sah Erinbert schon vom hohen Felsen seitwärts der Straße das Schloß scheinen, von dem er wußte, daß es seine Geliebte berge.

Nur mit Mühe und mit Hilfe der Sporen gelang es Erinbert, das Roß, das durchaus die Straße dorthin nicht einbeugen wollte, und sich bäumte, zu zwingen, den Weg dahin einzuschlagen.

Mit der Abenddämmerung stand er an der Schloßbrücke, nannte seinen Namen, und verlangte Einlaß, der ihm auch alsogleich gewährt, wobei ihm aber nicht gesagt wurde, daß

---

*) Diese Prophezeihung, welche ich hier den Eremiten aus den Sternen lesen ließ, (die Sterndeutung, welche aus Chaldäa stammt, war damals gang und gebe) — lebte wirklich als Sage unter dem gemeinen Manne, jedoch nicht so ausführlich. Sie hat sich erfüllt. Das deutsche römische Reich, welches Karl 804 gründete, wurde 1806 durch Napoleon, aus dem italischen Geschlechte der Bonaparte gestürzt, — und Maximilian I. aus dem Stamme der Grafen von Nordgau, erster König in Bayern. —

wenige Minuten vor ihm auch der Kanzler in's Schloß gekommen sei, was selbst dessen Tochter nicht wußte.

Freudig umarmten sich nach mehrmonatlicher Trennung die Liebenden, und Erinbert erzählt seiner Engeltrude was ihm in Konstantinopel und auf der Reise begegnet sey; er verhehlte ihr auch die Prophezeihung des Einsiedlers nicht, und sagte ihr, als er von ihr erfuhr, daß der Herzog sich gegenwärtig in Regensburg befinde, sich aber zur Reise nach Ingelheim anschicke, da ihm König Karl habe bekannt machen lassen, daß er beim ersten Hahnenschrei fort müsse, den Herzog zu warnen, nicht in diese Schlinge zu gehen.

Beide nahmen für heute Abschied, um sich dem süßen Schlafe zu überlassen. Aber die Nacht hatte Ohren gehabt, der Kanzler hatte Einen bestellt, der in einem verborgenen Schranke lauschen mußte, und was er gehört, dem Kanzler hinterbrachte. Dieser hätte sich sogleich Erinberts bemächtigen können, und wollte es auch thun, um es ihm unmöglich zu machen, den Herzog zu warnen, schon war der Dolch gezückt, der den Verräther am Könige Karl niederstoßen sollte, aber sei es Harun's Talisman, sei es eine andere Schickung Gottes gewesen, eine höhere Gewalt hielt ihn ab, es zu thun.

Dagegen befahl er, dem Rosse Erinberts die Hufeisen locker zu machen, damit sie ihm auf dem Ritte bald abfielen, und kaum war der Schall der Mitternachtsglocke verhallt, und Erinbert im festesten Schlafe von glücklichen Träumen umgaukelt, so trat der Kanzler, von mehreren seiner Reisigen begleitet, die Reise nach Regensburg an. Wie Erinbert des andern Tags früh Morgens aus dem Schlosse gallopirt, und kaum eine Stunde geritten war, bemerkte er, daß sein Pferd hinke; anfangs schien er es wenig zu achten, die Sporen mußten helfen, bald aber ging es nicht mehr, und er sah, daß dem Rosse die Eisen theils fehlten, theils nur am Fuße hingen; er mußte zu

Fuße, es am Zügel führend, die Reise weiter machen, und wollte es in der nächsten Schmiede beschlagen lassen, aber überall waren die Leute in der Stadt; endlich in einem seitwärts gelegenen Dörfchen war er so glücklich, einen Schmied zu finden, der ihm den Gaul beschlug. Indeß war es schon hoch am Tage.

Als Erinbert das Ziel seiner Reise, Regensburg, vor sich sah, bemerkte er längs der Donau einen hohen Staub aufwirbeln, wie er in die Stadt und vor die herzogliche Burg geritten kam, da hieß es, daß der erlauchte Herzog vor einer Stunde zum Reichstag nach Ingelheim abgereist sei. „Schnell' mir ein anderes Pferd aus dem Hofstalle," heischte er den Dienern zu; und als diese zögerten, eilte er in die Burg, die Herzogin zur Abgabe eines Pferdes zu veranlassen, um dem Herzoge nachzusetzen, und ihn zur Rückkehr zu vermögen. —

Als Erinbert in's herzogliche Gemach trat, fand er die herzogliche Familie in Thränen. „O durchlauchtigste Frau Herzogin," rief er aus, „diese Thränen will ich trocknen, nur einen Wink, daß mir aus dem Marstalle ein Roß verabfolgt werden kann, und ehe noch der Abend niedersinkt, habt Ihr Euern durchlauchtigsten Gemahl wieder an der Seite."

„Für das ist gesorgt," sagte der Kanzler, der eben eingetreten war, indem er die Thür aufriß, auf die draussen stehende dreifach verstärkte Wache zeigte, und zugleich ein Pergament entfaltete. „Die Frau Herzogin und ihre Familie sind meine Gefangenen, auf König Karls Befehl. Du Hochverräther an König Karls geheiligter Person aber wanderst sogleich in den Kerker."

„Ich hätte dieß auf meinem Schlosse schon thun können, aber ich wollte der Tochter Gewinsel nicht hören," fügte er bei.

Widerstand wäre ohne Erfolg gewesen, so ließ sich Erinbert geduldig fesseln und abführen, schützte ihn doch Harun al Raschid's Talisman, daß ihm am Leben nichts geschehe.

Als König Karl durch die rückkehrenden Gesandten das Dokument erhalten hatte, traf er sogleich Anstalt, dem Bunde zuvorzukommen, und die Theile, ehe sie sich vereinigten, einzeln zu vernichten. Die Herzoge von Benevent und Friaul, die in der gewissen Hoffnung des günstigen Erfolges bereits die Aufruhrfahne in Italien aufgepflanzt hatten, mußten auch zuerst büßen, und wurden beide als Hochverräther gehängt.

Als Prinz Adelgis nach langer Irrfahrt mit seinem Häufchen Getreuer in Kalabrien landete, und dort seine Verbündeten zu treffen glaubte, sah er sich von Feinden umringt, ja, da die Schiffe sich plötzlich entfernt hatten — auch der Möglichkeit einer Flucht benommen.

Aus Gnade, weil er des Königs Schwager sei, wolle man ihn zu seinem Vater in's Kloster bringen, wo er im Büßergewande seine hochverrätherischen Handlungen abbüßen solle, insoferne er sich freiwillig ergebe und fesseln lasse.

„Im Kloster stirbt Adelgis nicht, kommt meine Treuen, wir sterben den schönen Tod für's Vaterland, und wie ein Keil stürzte sich die Schaar in das feindliche Heer, rechts und links erlagen Hunderte ihren Streichen, aber ihre Anzahl war zu schwach; bis sie das feindliche Heer durchbrochen hatten, waren es nur mehr ihrer drei, die dem wallenden schwarz und rothen Busche aus Pferdehaaren folgten, endlich stürzte von einem Bolzen getroffen, das edle Roß unter dem Kühnen zusammen, den mit Wunden Bedeckten mit zu Boden reißend.

„Laßt mich nicht lebend in die Hände meiner Henker kommen,“ rief Adelgis seinen Treuen zu, die ihn mit ihren Schilden deckten. Absichtlich wurde eine Masse Pfeile auf sie abgesendet; wenn auch die meisten abprallten, so trafen doch hie und da einige eine offene Stelle, so flog einer durch's Visir des Prinzen, und machte dessen Leben ein Ende; als Leichen bedeckten gleich

darauf auch die drei Treuen seine Leiche. — Was aus seiner Wittwe und seinem Knaben geworden ist, darüber schweigt die Geschichte. *)

Der Herzog Thassilo wurde auf dem Reichstage zu Ingelheim als Hochverräther geächtet, seines Herzogthums verlustig erklärt, und mit seiner Familie zum Klosterleben verurtheilt.

Die Avaren überfiel Karl, ehe sie sich noch zum Widerstande gerüstet hatten, und zwang sie, einen für sie schmachvollen Frieden anzunehmen.

Als alle Feinde, sogar die Sachsen besiegt waren, feierte der Sieger in Aachen ein großes Siegesfest, alle Großen und Kronbeamten waren zur königlichen Audienz geladen, die ihnen Karl in einem mit wahrer kaiserlicher und orientalischer Pracht ausgestatteten Saale, auf einem goldenen Throne sitzend, die funkelnde Krone auf dem Haupt und den Scepter in der Hand, ertheilte.

Dieses Fest ward auch noch dadurch verherrlicht, daß eine glänzende Gesandtschaft des Khalifen Harun al Raschid, welche kostbare Geschenke mitgebracht hatte, dem Könige ihre Aufwartung machte, und Depeschen von ihrem Herrscher überbrachte. **)

---

*) Unmöglich ist es gar nicht, daß Adelgis Nachkommen als vom guten Theile nicht von dem von den Franken aufgedrungenen, stammend, den Namen „vom guten Theile“ (italienisch Bonaparte) angenommen haben. Dieses uralte Adelsgeschlecht kommt bereits 1278 vor, wo ein Bonaparte die Würde eines Podesta in Parma bekleidete.

**) Eine spätere zweite Gesandtschaft dieses Khalifen überbrachte an Karl den Großen, der inzwischen die Kaiserkrone erlangt hatte, unter andern kostbaren Geschenken auch eine Uhr, ein wahres Kunststück, sie zeigte nicht nur Viertelstunden und Stunden, sondern auch den Lauf des Mondes und der Planeten, gab auch durch auf ein silbernes Becken fallende Metallkügelein die Stunden, wie eine Schlaguhr, an. Da die Räderuhren erst ein Paar Hundert Jahre später erfunden worden sind, so glaubt man, daß sie eine Wasseruhr gewesen sei, was auch die Angabe darthut, daß das Stundenglas sich alle zwölf Stunden von selbst umgekehrt habe, wobei indeß doch auch Räderwerk erforderlich gewesen ist.

Doch wenden wir uns von diesem Glanzpunkte zum Gegentheile, dem dunkeln Kerker eines Schlosses im Vilsthale, wo auf faulem Strohe mit einer Kette an die Wand gefesselt, Prinz Erinbert gleichsam vergessen, schon länger als seit einem Jahre lag.

Weder Sonne noch Mond leuchteten in den Kerker, und nur hie und da zeigten im Sommer Spalten der Läden, mit welchen die Luftöffnungen verrammelt waren — den Unterschied von Tag und Nacht.

Da wurde zu ungewöhnlicher Zeit die Kerkerthüre geöffnet, und zu ihm trat, eine Hornlaterne in der Hand, seiner Verlobten Gestalt, der Engel der Liebe.

Sich über ihn hinneigend sprach Engeltrude: „Sei gegrüßt, endlich gelang es mir, den Ort deiner Gefangenschaft zu erfahren, und des Schloßvogts Töchterchen hat mir den Kerker bei Nacht erschlossen. Von dir für dieses Leben Abschied zu nehmen, komme ich, wisse, daß du, wie schon früher der Herzog Thassilo und seine Familie, zum Büßerleben im Kloster verurtheilt bist. Doch tröste dich, ich theile dein Schicksal, ich werde Nonne in deines Klosters Nähe, und die für diese Welt getrennten Seelen soll jene in ihrer rein bewahrten Treue vereinen.

„Aber um's Himmelswillen, wie der Wind tobt," fuhr sie fort, „ich kann ja nicht einmal zum Letztenmale verständlich mit dir reden. Da riß der Sturm die Verrammlungsläden an einer Fensteröffnung weg, und die lieben hellen Sterne leuchteten zum Erstenmale in Erinberts Gefängniß. Freudig wendete Erinbert seinen Blick dorthin. Dann rief er auf einmal freudig aus: „Was ist das, da schau hin, die Sterne aus der Prophezeihung des Waldbruders glänzen ganz nahe neben einander hell in diesen Kerker" — dann fuhr er aber traurig fort, „also das Klosterleben ist das versprochene Glück."

„Nun wohlan, ich will mich in mein Schicksal finden, und zwar, da ich nun weiß, daß du es, Theure, aus freien Stücken theilest."

Noch sprachen die beiden miteinander, da wurden Schritte gegen den Kerker her vernehmbar, welche aber theils der Sturm, theils der seligen Liebe Gefühl sie nicht hören ließ. Fackeln erleuchteten plötzlich den Kerker, und mit einer Pergamentrolle in der Hand, gefolgt von sechs Bewaffneten trat der Kanzler in den Kerker.

War er schon erstaunt denselben offen zu finden, so staunte er noch mehr, als er seine Tochter bei dem Gefangenen sah.

Zürnend rief er aus: „Nichtswürdiges Kind, was thust du in dunkler Nacht im Kerker dieses Hochverräthers?"

„Für diese Welt habe ich von ihm Abschied genommen," erwiderte gefaßt Engeltrude, „er ist mein Verlobter, ihm diesseits treu zu bleiben, werde ich Gottes Braut."

„Wenn dieser Besuch nichts anderes galt, so will ich mir ihn gefallen lassen," entgegnete der Kanzler, „denn so eben habe auch ich dem Gefangenen zu verkünden, daß er in den Mönchsstand ein, und die Reise in's Kloster noch in dieser Nacht anzutreten hat."

Das Pergament entfaltend las er:

„Wir haben uns, wiewohl der Hochverräther Erinbert kein anderes Schicksal verdient hätte, als das der hochverrätherischen Herzoge von Benevent und Friaul, die ihre Frevelthat durch den Henkerstrang büßten, in unserer königlichen Huld bewogen befunden, bei Erinbert Gnade für Recht ergehen zu lassen, und die Todesstrafe in ein klösterliches strenges Büßerleben umgewandelt, woselbst er für unser und unseres Landes Wohl beten solle."

„Ihr, Kanzler, habt dieß Urtheil zu verkünden und zu sorgen, daß es alsbald sicher und ohne Aufsehen zu erregen vollstreckt werde."

Erinbert, den das Erscheinen der beiden Sterne aus der Prophezeihung milder gestimmt hatte, sagte, anstatt zu toben, daß seine blühende Manneskraft im Kloster ersterben solle:

„Berichtet meinen Dank dem Könige Karl, ich werde seinem Befehle genau nachkommen, wiewohl ich dem Könige mit

dem Schwert mehr hätte nützen können, als in dem mir noch ganz unbekannten Mönchsstande."

Der Kanzler war über diese schnelle Fassung Erinberts, sein junges Leben in Kloster-Einsamkeit dahin schmachten zu müssen, selbst erstaunt.

„Löst dem Gefangenen die Fesseln," sagte er, „labt ihn mit Wein, damit er nach so langer Gefangenschaft die Mühseligkeiten der Reise ertragen könne."

Eben hatte der Schloßvogt Erinbert von den Fesseln befreit, als ein Fremder, aber wie alle Anzeichen sagten, ein königlicher Bote, in's Gefängniß trat, und dem Kanzler ein verschlossenes Dokument überreichte. „Von König Karl's Majestät," sagte er sich verneigend; „es hat Eile, und soll sogleich vollzogen werden. Wie ich sehe, komm' ich noch eben recht."

Der Kanzler löste das königliche Siegel und entfaltete das Pergament. Kaum hatte er es flüchtig durchlesen, so entfärbte er sich. Doch faßte er sich, um zum bösen Spiele eine gute Miene zu machen, wie ein ächter Hofmann.

„Was ist das," sagte er lächelnd, „Erinbert, ich darf Euch Glück wünschen, des Glückes Kugel hat sich auf Eure Seite geneigt, aus welcher Ursache aber ist mir unbekannt. Höret: Da die Sachsen wiederum Miene machen, sich zu erheben, und Wir gegen sie einen tapfern Mann als Schutzmauer bedürfen, Erinbert aber Uns als einer der tapfersten geschildert worden ist, so haben Wir in Erwägung, daß er Uns hier mit seinem Schwerte mehr nützen könne, als im Kloster, Unsern Beschluß geändert, und ernennen denselben hiemit zum Gaugrafen vom Nordgau."

„Wir erwarten dagegen, daß er dieser Unserer königlichen Huld und Gnade sich um so würdiger erzeigen werde. Ihr, Kanzler, habt sogleich, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich weder der Unterschrift des Namens, noch des Wappens.

der mir verhaßten Agilolfinger mehr bediene, sondern fortan den Namen und das Wappen eines Grafen vom Nordgau führe, die nöthigen Anstalten zu treffen, daß Ihr ihn alsbald in sein neues Amt installiren könnt, auch habt Ihr ihm hiebei allen nur möglichen Vorschub, seinem Wunsche gemäß, zu leisten."

(Bei dem Namen eines Grafen vom Nordgau, zu dem er ernannt sei, durchzückte Erinbert ein freudiger Schrecken, denn ihm fiel der Beisatz der Prophezeihung des Waldbruders ein, deren Anfang jetzt sich so schön erfüllt zeigte.)

„Dank zuerst dem allmächtigen Gott," rief Erinbert freudebebend aus, „dann Dank dem großen Könige, er soll mich nicht umsonst als Gränzwächter aufgestellt haben, ich werde gegen jeden Feind sie getreu bewachen."

„Lieber Vater," sagte Engeltrude, indem sie dem Kanzler um den Hals sank, „ich bin Erinberts Verlobte, und habe geschworen, jederzeit sein Loos zu theilen, deßwegen wollte ich, als ich erfuhr, daß er Mönch werden müße, Nonne werden. Nun haben sich die Umstände geändert und ich glaube, daß der jetzt in der Gunst des Königs stehende künftige Gaugraf, auch der Hand seiner Verlobten nicht mehr unwerth sein dürfte."

„Allerdings, Kind," erwiderte der Kanzler mild gestimmt dem des Kindes Worte doch vom Herzen die Eisrinde des Höflings bersten machten, „ich soll ihm ja allen Vorschub nach Wunsch leisten, und hiemit beginne ich," fügte er unter Thränen bei, die Hände Erinberts und Engeltruden's in einander legend, „indem ich Euch gleich hier im Kerker zur gewissen Hoffnung auf bessere Zukunft einstweilen wieder verlobe, bis nach wenigen Tagen der Priester Euren Bund feierlich einsegnen wird. Doch kommt Kinder," fuhr der Kanzler zu den beiden fort, „labt Euch unten im Gemache von den überstandenen Sorgen und Ungemächlichkeiten; für deine Reinigung und Ausstattung, Erinbert, will ich bald Sorge tragen, denn ich will einen stattlichen Gaugrafen

installiren, und einen schmucken Schwiegersohn vor den Altar führen.“ Als sie die Treppen von dem Thurmgefängnisse herabgingen, wandte sich der königliche Bote an Erinbert und zog ihn abseits.

„An Euch Herr Gaugraf habe ich noch einen besondern Auftrag,“ „und der wäre?“ sagte Erinbert erstaunt.

„Der Khalife Harun al Raschid läßt Euch grüßen, er sendet Euch durch mich dies Paquet, enthaltend ein kostbares Wehrgehänge für Euch, und einen Halsschmuck für Eure Braut,“ sagte der königliche Bote, „dagegen sollt Ihr ihm, da Ihr nunmehr zu Glück gelangt seid, durch mich seinen Ring zurücksenden.“

Freudig erstaunt rief Erinbert aus, „also du Engel der Freundschaft warst es, der aus fernem Heidenlande den Weg zum Throne König Karls gefunden, die düstre Unglückswolke entfernt, mein Glück hervorgerufen, und die Pforten dieses Kerkers mir eröffnet hat!“ Indem er den Ring vom Finger zog, und ihn dem Boten behändigte, der ihn sogleich in ein eigens gefertigtes Futteral legte, sagte er zum königlichen Boten:

„Dreifaches Heil, Glück- und Segen, Herzensdank, Gegengruß und Bruderkuß dem edlen Harun al Raschid!“ —

Die Propheten-Hexe.

„Ist doch heute ein garstiges Wetter,“ sagte Langenbauers Marie, die am Rocken saß und die Spindel durch ihre Finger schnurren ließ, zu ihrem Vater, der eben im Kalender nachsah, wie er seine Sommer-Saat bestellen solle. „Hast Recht, rieselt und stürmt es nicht, als ob wir Januar und nicht schon März hätten; heute soll die Erde von unten warm zu werden anfangen, denn wir haben heute Kunigund’,“ erwiderte der Vater, „und es sieht gerade aus, als ob wir Sebastian hätten. Gnade Gott den armen Handwerksburschen, die jetzt auf dem

Wege sind!“ Da sprang ein hübsches Mädchen in die Stube, grüßte den Bauern freundlich und nahm dann Marien bei der Hand. „Warum heute so im Staate, Gundelchen,“ sagte Marie zu ihr, „du hast ja dein Sonntagswamms an?“ „Ei freilich,“ fiel ihr das Mädchen in das Wort, es ist ja heute mein Namenstag, schade, daß es nicht Sommer und meine gnädigste Prinzessin Taufpathin nicht auf dem Lande ist, dann würde mir gewiß ein hübsches Namenstag-Präsent werden *).“

„Ei, sei doch so gut, liebes Bäslein, und erzähle mir nochmal die schöne Geschichte von der alten Emerentia und dem schwedischen General!“ — fuhr sie, zu Marien gewendet, fort.

„Warum denn nicht, da heute dein Namenstag ist und du bei solchem Wetter draußen doch nicht herum springen kannst,“ sagte diese, „merk also auf.“

Es geht hier die Sage, daß sich ein altes Mütterchen, Emerentia, gewöhnlich aber die Prophetenhexe genannt, oft in 50 Jahren nur einmal, und da nur sehen lasse, wenn unserm Dörflein ein Unglück bevorsteht, gleichsam als wollte sie warnen, wie der treue Eckard vor dem wilden Gejaid (dem wilden Jäger.) Nun, es sind schon wohl gegen 200 Jahre, als die Schweden in's Land gekommen und gesengt und gebrennt haben, wo unser Dörflein auch ganz in Asche gelegt worden ist, da hat man drei Tage, bevor sie gekommen, die alte Emerentia, am Stabe gebückt, schleichend und ein Bündelein unterm Arme, durch's Dorf gehen sehen, sie hat ganz traurig die Häuser angeguckt. Man erzählt sich, daß, als der Schwedengeneral (er soll Horn geheißen haben) über die Brücke ritt und seine Reiter

*) Die Prinzessin Kunigunde, Schwester des Kurfürsten von Trier und Bischofs zu Augsburg, Clemens Wenzeslaus, der mit ihr die Sommermonate gewöhnlich auf seinem Lustschlosse in Oberdorf zubrachte. Beide bleiben im Allgäu durch ihre Wohlthaten stets in dankbarer Erinnerung.

ihm folgten, die alte Emerentia auch über die Brücke habe gehen wollen. „Alte Vettel," hab' ihr der General zugerufen, „kannst du nicht warten, bis mein Regiment vorbei ist, ich stehe nicht gut dafür, daß eins der muthigen Rosse an dir scheu wird, und du dann Schaden nimmst." „Ich hab' Eile," habe ihm die alte Emerentia geantwortet, „aber Ihr Herr kommt zu früh, wo Ihr hinkommt, denn das Unglück sitzt hinter Euch auf dem Sattel." „Unverschämte Alte," habe sie der General angeschnauzt, „für diese freche Rede verdienst du, daß ich die flache Klinge dir ein paarmal über den Rücken tanzen ließe; nun, was ich nicht thue, thut vielleicht ein anderer von meinem gelben Regiment," und somit spornte er sein Pferd und wollte weiter, dieses aber stutzte. „Mir thut Keiner weh!" habe ihm die Alte nachgerufen, „Euer gelbes Regiment wird im Ries roth werden, und die Klinge, mit der Ihr mir gedroht habt, am Längsten in Euren Händen gewesen seyn; — denkt an die alte Emerentia!" und somit trippelte sie über die Brücke an den schwedischen Reitern vorbei, der General aber war wie vom Schlage gerührt über diese Prophezeihung, und trabte langsam weiter.

Ein paar Stunden darauf stand unser armes Dörflein schon in Flammen, nachdem die Reiter es geplündert hatten; daher kommt noch das alte Sprüchlein, das aber wohl seitdem manche Modulation erlitten haben mag

Rumpedebum!
Der Schwede schlägt um
Mit Händ' und mit Füß,
Mit allerhand Spieß',
Hat d' Fenster nein g'schlagen
Hat's Blei davon tragen,
Hat Kugeln d'raus gossen,
Hat d' Buben erschossen,

Hat d' Dächer abdeckt,
Hat d' Mädeln erschreckt.

„Nun, du hast ja das Schluß-Verschen ausgelassen," sagte Gundelchen.

Hat d' Thüren zug'riegelt,
Hat d' Weiber brav prügelt.*)

„Ei, das ist gewiß erst beigefügt worden," erwiderte Marie, „zum Weiberprügeln braucht man keine Schweden; Gnade Gott der, die einen solchen Mann bekommt, wie z. B. des langen Hanns sein Weib!"

„Doch weiter im Geschichtchen! Das gelbe Regiment ist zur Strafe ein paar Wochen darauf bei Nördlingen fast ganz zusammengehauen und der General gefangen worden. Sieh, so ist der alten Emerentia Prophezeihung in Erfüllung gegangen."

„Aber mein Gott," sagte Maria auf einmal, „wie es jetzt draußen stürmt, keinen Hund sollte man heute hinausjagen, und die Stubenthüre ist auch nicht im Schloß; geh' Gundelchen, und mache sie zu!" Eben schickte sich das Mädchen hiezu an, als ein altes Mütterchen, an einem Stabe gebückt, ein Bündelchen unterm Arm, ganz mit Schnee überdeckt, in die Stube trat.

„Seid doch so gut, liebes Maidlein, und laßt mich etwas wärmen, ich gehe ja in dem Wetter sonst zu Grunde, und soll heute noch weiter fort!"

Schrecken überfiel bei des Mütterchens Anblick Marien, denn sie glaubte wirklich die vor sich zu sehen, von der sie soeben

*) Das ursprüngliche Liedlein hat wohl geheißen:
„Der Schwed' ist kommen,
Hat Alles mit g'nommen,
Hat d' Fenster 'neing'schlagen
Hat's Blei davon tragen,
Hat Kugeln d'raus gossen
Hat d' Leut all verschossen."
(Vergl. Spindlers „Freie Leute.")

das Geschichtchen erzählt hatte; das Einzige tröstete sie, daß man die Probhetenhere noch nie in einem Hause gesehen habe. „Warum nicht, liebes Mütterchen," sagte sie, „setzt Euch nur zum Ofen und wärmt Euch, in solchem Wetter könnt Ihr doch nicht weiter. Und damit Ihr auch etwas Warmes im Leibe habt," fuhr sie fort, „da ist von Gestern etwas Essen übrig geblieben, laßt es Euch schmecken!" Und somit stellte sie einen Teller vor sie hin, und gab ihr Messer und Gabel dazu. Die Alte ließ sich nicht lange auffordern, sondern langte freudig zu, hatte aber bald satt und sagte: „Die alte Emerentia kann nicht mehr viel essen; nun danke dir's Gott, liebes Maidle, was du mir altem Mütterlein gethan hast. Wer das Alter ehrt, ist jedes Glückes werth," und sich zu ihr neigend, fügte sie leise hinzu: „Gott wird dir durch einen schönen Herrn dafür vergelten!"

Marie blickte verschämt auf den Boden; war sie bei dem Namen „Emerentia" erschrocken, so hielt sie der Gedanke aufrecht, daß, wenn das alte Mütterchen wirklich die Prophetenhere seyn sollte, sie ihr ja kein Unglück prophezeit habe.

Zum Bauern gewendet sagte die Alte: „Ihr habt da ein schönes Anwesen; Schade, wenn das zu Grunde geht, wenn's auch Euer Schade nicht gerade ist, aber mein Getreid würde ich verkaufen!"

„Warum jetzt mein Getreide verkaufen, wo es nichts gilt?" antwortete der Bauer."

„Nun," sagte sie, „ich wollte den Fall mir denken, Euer Haus brennte ab, da erhieltet Ihr ja gar Nichts!"

„Wir wollen nicht das Aergste fürchten, sondern vielmehr das Beste von Gott hoffen," fiel der Bauer ein!

„Nun thut, wie Euch gut dünkt, ich meinte ja nur, aber besser ist halt besser. Doch es wird schön Wetter, die liebe Sonne scheint, und ich muß heut noch weiter, gehabt Euch recht wohl, ich dank Euch nochmal."

Beide waren über die Rede der Alten erschrocken, nur mit dem Unterschiede, daß es bei dem Mädchen mehr ein freudiger Schreck war, aus welchem Gundelchen sie dadurch riß, daß es sie bat, ihr noch eine schöne Geschichte zu erzählen. Da kam auf einmal die Mutter und rief: „Um Gotteswillen, unserm Dorf steht ein Unglück bevor! Habt Ihr die Prophetin denn da nicht vorbeitrippeln sehen, gerade so wie sie beschrieben wird? Wie sie an mir vorbeikam, grüßte sie mich sogar, gleichsam als ob sie mich kenne, und bog dann in die lange Gasse ein, wo sie aber plötzlich vor meinen Augen verschwand!“

„Das wäre die Prophetenhexe gewesen?“ sagte darauf der Bauer; „da hast Du Dich geirrt, das Mütterchen hat sich bei uns gewärmt, und sich das Essen, welches ihr Marie vorsetzte, schmecken lassen, auch hat man noch nie gehört, daß die Prophetenhexe in die Häuser gekommen ist, mir hat sie freilich so etwas gesagt, das aussieht, wie eine Unglücksprophezeihung,“ fuhr er fort, und erzählte seinem Weibe, was sie mit ihm gesprochen.

„Um Gotteswillen,“ rief diese, „gleich fort mit all unserem Getreide, entlehne Säcke, soviel du bedarfst, wenn die unsrigen nicht ausreichen, Samen-Getreide kannst Du um's Geld ja wieder haben.“

„Aber jetzt ist keine gute Zeit zum Verkaufe,“ fiel der Bauer ein.

„Lieber Wenig, als Nichts,“ erwiderte das Weib, „der Hab' ich ist besser, als der Hätt' ich, sagt das Sprichwort.“

Der Bauer, gewohnt seinem Weibe Folge zu leisten, traf sogleich Anstalt, das Getreid in Säcke zu schaffen, entlehnte noch Säcke von den Nachbarn, und fuhr dann all sein Getreide in die Schranne. Er kam aber mürrisch heim, denn er hatte nur wenig Getreide absetzen können, weil die Schranne, da gerade das Holzgeld bezahlt werden mußte, mit Getreid überfüllt war.

„Eine saubere Bescheerung,“ sagte der Bauer zu seinem Weibe, „dießmal hätt' ich kein Esel seyn, und dir nicht folgen sollen, mit Deiner albernen Sorge wegen der Rede der soge-

nannten Prophetenhexe; nun darf ich mich glücklich schätzen, wenn ich für mein schönes Getreid nur die Hälfte löse, was es werth ist!"

Zornig ging er fort und in's Wirthshaus, wo das Bier und die gesellige Unterhaltung ihm die böse Laune vertreiben sollten; aber da kam er vom Regen in die Traufe, denn er wollte sagen, warum er all sein Getreide jetzt auf die Schranne geführt habe, wo das Getreide in keinem Werthe stehe, und nun platzte er mit der Warnung des alten Mütterchen heraus, das sein Weib für die Prophetenhexe gehalten habe. Jetzt durfte er für Spott und Gelächter nicht sorgen. Noch zorniger, als er fortgegangen und zugleich den Kopf vom Biere erhitzt, kam er zurück, und machte seinem Weibe ernstlich Vorwürfe, und von den Vorwürfen wäre es gewiß zu Thätlichkeiten gekommen, wenn der Schlaf, in Folge des zu viel genossenen Bieres, nicht in Mitte getreten wäre. Aber Beide hatten kaum ein paar Stunden geschlafen, als Marie in die Kammer kam und sie laut schreiend mit dem Rufe „Auf! es brennt!" weckte. Auch sie hatte etwas, das ihre Hand kalt berührte, geweckt. Als sie erschrocken um sich schaute, sah sie, wie eben die Flamme zum Dachfenster des Nachbarhauses herauszüngelte. Nachdem sie die Eltern geweckt, pochte sie auch laut an die Läden des brennenden Nachbarhauses, dessen Bewohner sich nur im Hemde durch die Flucht retteten und noch vom Glücke sagen konnten, daß sie noch Zeit gewonnen, ihr Vieh aus dem am Hause angebauten Stalle herauszubringen. Nicht lange darauf hatte die Flamme auch das Lange'sche Gehöfte erfaßt aus dem indeß die werthvollen und besten Hausgeräthschaften bereits fortgeschafft waren; ein heftiger Wind trieb die Flamme schnell weiter, und schon stand eine Reihe Häuser im vollem Brande, als der Wind sich nach Osten drehte und die Flamme die Häuser längs der langen Gasse in Angriff zu nehmen begann. Auf einmal aber trat eine Windstille und gleich darauf ein heftiger Platzregen ein, der nicht nur dem Weitergreifen der

Flamme ein Ende, sondern es sogar möglich machte, des Feuers in mehreren bereits ergriffenen Häusern Herr zu werden.

Gerade da, wo nach der Langenbäuerin Angabe die Prophetenhexe verschwunden war, hatte das Feuer seine Kraft verloren. Jetzt machten diejenigen, welche den Bauer so verspottet hatten, von denen namentlich sein Nachbar, in dessen Haus das Feuer ausgebrochen war, der ärgste gewesen, dem Langenbauern Vorwürfe, daß er sie nicht auch gewarnt habe.

„Es war ja heller Tag," sagte dieser, „als die Prophetenhexe durch das Dörflein gegangen ist, und wie mein Weib, so haben sie mehrere Leute gesehen. Hätte ich Euch vielleicht warnen wollen, so wäre wohl auch all mein Getreide hin, denn Ihr hättet mir abgerathen."

Am folgenden Freitage sagte er zu seinem Knechte, er solle nur fortfahren, er komme mit der Tochter nach, bis er aber komme, solle er ja kein Getreid verkaufen.

Als er fortfuhr, fehlte es bald da, bald dort, die Rosse waren kaum durch Geiselhiebe zum schnelleren Trabe zu zwingen und endlich wurde gar einem ein Hufeisen los. Der Bauer mußte, wollte er wohl oder übel, die Pferde langsam traben und das eine Pferd im nächsten Dorfe beschlagen lassen. Um dem Bauern den Mißmuth voll zu machen, war der Schmid nicht zu Hause, sondern gerade bei einer Kindtaufe in der Kirche, von der er erst nach einer guten halben Stunde zurückkehrte, so daß der Bauer erst nach einer Stunde fortkam. Der Zeiger der Uhr war bereits nicht mehr weit von Mittag, als er bei der Stadt anlangte; dort fand er unterm Thore schon den Knecht auf ihn wartend, der ihm sagte, daß sein Getreide nur das einzige noch auf der Schranne sey, und daß bereits fremde Käufer so eben angekommen wären, die es auch um jeden Preis kaufen wollten.

Während der Bauer nun freudig der Schranne zueilte,

wollte Marie in die Kirche gehen und Gott danken. Da kam eben ein Herr aus der Kirche; unwillkürlich fragte sie ihn, „ob jetzt eine heil. Messe sey?“

„Ja, schönes Kind, so eben geht eine heraus,“ sagte er und wollte weitergehen, als ein altes Mütterchen ihm im Wege stand, ihn um eine Gabe flehend. — Marie, die in ihr Emerentia erkannte, blieb ebenfalls, wie gebannt stehen. Der Herr zog seine Börse heraus und reichte dem Weibe ein Silberstück.

„Gottes-Dank,“ rief sie aus, „wird Euch werden, Euch Beide (hiemit faßte sie seine und Maria's Hand) „zum glücklichsten Paare machen, und sein Segen fortan bei Euch und Euern Kindern sein!“ Somit trippelte sie fort.

Der Herr schaute ihr nach und sagte endlich zu Marie: „Ist denn das Weib bei Sinnen? wir beide sehen uns heute zum ersten Male, und sie will aus uns ein Paar machen!“

Marie konnte nichts entgegnen, sie heftete ihren Blick verlegen zur Erde, da gewahrte sie vor des Herrn Füßen einen glänzenden Ring, den sie aufhob. „Das Ringlein haben wohl Sie verloren, geehrter Herr?“ sagte sie. Der Herr nahm den Ring in die Hand und sagte kopfschüttelnd, „der Ring gehört nicht mir, aber sonderbar, die Alte redet vom Paarwerden, und hier läßt der Zufall dich einen Ring finden und noch dazu, wie die verschlungenen Hände sagen, einen Ehering!“ „Behalte Du ihn,“ fuhr er fort, den Ring Marien an den Finger steckend, „siehe da, er paßt ja ganz für Dich, als ob er für Dich gemacht worden wäre, aber sage mir deinen Namen, wenn Jemand nach dem Ringe fragen sollte!“

„Langenbauers Marie aus N.“ erwiderte das Mädchen.

„Nun, den Namen kann ich mir leicht merken und brauche ihn nicht in die Brieftasche zu schreiben, lebe indeß wohl, schönes Kind!“

„Sie auch, geehrter Herr!“ antwortete Marie — und ging

in die Kirche, er aber gedankenvoll, theils über das schöne Mädchen, theils über die Prophezeihung der unbekannten Alten und den Zufall mit dem Ringe, seines Weges.

Als Maria nach vollendetem Gottesdienste zum Vater in das Wirthshaus kam, wohin er sie bestellt, fand sie ihn daselbst ganz erfreut, er hatte sein Getreide zu hohem Preise abgesetzt.

„War das Zufall oder vielmehr Gottes Schickung," sagte er, „daß wir so spät erst hier ankommen konnten? eine kleine Stunde früher, und ich hätte nicht den halben Preis erlöst, denn die fremden Händler kamen auch erst gegen Mittag!" Maria erzählte dem Vater die Geschichte mit dem Ringe, verschwieg aber wohlweislich Emerentia's Prophezeihung, denn sie wußte zu wohl, daß ihr Vater, der schon mürrisch war, keinen männlichen Erben bekommen zu haben und so den Langenbauern-Hof, den einzigen, der noch mit seinem Besitzer Einen und denselben Namen hatte, auf einen andersnamigen Besitzer übergehen sehen zu müssen, dessen Ur-Ur-Ur-Großvater und noch höher in der Stammlinie hinauf diesen Hof besessen, ihn so leicht in keine fremden Hände gelangen lasse, und keine Bekanntschaft mit einem Stadtherrn dulde.

Zu Hause angelangt, erzählten beide ihr in der Stadt gehabtes Glück.

„Also von der Propheten-Hexe ist das Ringlein!" sagte die Mutter, „nur gleich herunter damit! sollst Du vielleicht auch behext werden? nein das leidet eine christliche Mutter nicht!" Maria wollte sogleich Folge leisten, aber siehe da, der Ring saß ihr wie angeschmiedet am Finger, keine Gewalt war im Stande, ihn herunter zu bringen.

„Gleich Sonntag fahren wir in die Stadt", sagte die Mutter, da muß der Goldschmied ihn Dir mit der Feile herunter thun."

Gesagt, gethan. Sontags nach der Kirche traten sie in der Stadt in den Laden eines Goldarbeiters mit dem Ersuchen, das Ringlein aufzufeilen.

Der Goldschmied ergriff Mariens Hand und sagte: „Ei schade um das schöne Ringlein, das ein altes Kunststück ist, läßt es sich denn auf keine andere Weise vom Finger bringen?" Allein alle Mühe war auch bei ihm umsonst. Da wurde die Ladenthüre aufgerissen und hastig trat jener junge Mann ein, der Marien unter der Kirchenthüre Freitags zuvor begegnet war und ihr den Ring angesteckt hatte. „Gottlob, daß ich Euch treffe", sagte er, indem er wegen Anwesenheit der Mutter das zärtliche Du in Euch verwandelte, „soeben hätte ich an Euch geschrieben, der Ring, den Ihr gefunden, gehört meiner Mutter!"

„Ja, wenn er nur vom Finger herunter zu bringen wäre," sagte Marie; „wir sind gerade da, um ihn auffeilen zu lassen."

„Was nicht noch Alles!" erwiderte der Herr, „der Ring ging ja ganz leicht an den Finger, warum sollte er nicht herunter gehen?" Und hierauf ergriff er ihre Hand, drehte am Ring und nahm ihn mit Leichtigkeit vom Finger.

Mutter und Goldschmied staunten.

„Kommt mit mir zu meiner Mutter", sagte der Herr zu Marien und ihrer Mutter, „sie wohnt kaum hundert Schritte von hier; ich habe Euch vom Fenster aus vorbeigehen sehen, und bin Euch deßhalb gleich nachgegangen, denn meiner Mutter liegt sehr viel an dem Ringe, es ist ihr Ehering."

Beide folgten.

Sie wurden von der Mutter des Herrn sehr liebreich empfangen. Er überreichte ihr den Ring und sagte: „Sieh, ob es der Deinige ist!"

Sie drückte an einer geheimen Feder, die geschlossenen

Hände am Ringe öffneten sich, und umfaßten nunmehr einen glänzenden Rubin. „Ja wohl ist er's;" rief freudig die Matrone! „aber wie der aus meinem Schmuckkästchen und vor die Kirchenthüre gekommen ist, kann ich mir nicht enträthseln; ich habe ihn seit meinem Ehrentage nur bei festlichen Gelegenheiten, und seit meines Gemahls Tode nicht mehr an den Finger gebracht. Zufällig habe ich ihn heute, als ich mein Schmuckkästchen durchsuchte, vermißt, ich war ganz niedergeschlagen über seinen Verlust; diebischer Weise konnte er mir indeß auch nicht entwendet worden seyn, indem dieß Kästchen eine Menge werthvollerer Stücke, als dieser Ring, enthält. Ich setzte meinen Sohn von diesem Verlust in Kenntniß, da erzählte er mir, daß ein Bauernmädchen zu seinen Füßen vor der Kirche zu unserer lieben Frau einen Ring, wie der von mir ihm beschriebene, gefunden, und geglaubt habe, er habe ihn verloren. Da er indeß den Ring, nicht gekannt, weil er ihn noch nie an meinem Finger gesehen hat, so habe er ihn selbst an des Bauernmädchens Finger gesteckt, sie aber um Name und Wohnort befragt, wenn sich vielleicht der Eigenthümer des Ringes finden solle. Ich habe meinen Sohn beauftragt, sogleich an das Mädchen zu schreiben, und eben war er daran, als er Euch beide vorbeigehen sah; er eilte Euch daher sogleich nach. Eine Geldbelohnung für den Fund des Ringes bedarfst Du nicht, liebe Tochter" (sie wußte Marien gerade keinen andern Namen zu geben), fuhr die Matrone fort, „denn das zeigt Dein schöner Anzug und die Schatzthaler an Deiner silbernen Kette. Nimm daher dieß," Marien ein mit guten Steinchen besetztes Kreuzchen reichend, und trage es zu meinem Angedenken."

Nach Hause zurückgekehrt, wollten Beide eben dem Langenbauern die sonderbare Geschichte mit dem Ringe erzählen, und ihm Marie das schöne Kreuzchen zeigen, das sie als Finder-

lohn erhalten, als ihnen daselbst eine eben so frohe Kunde wurde, nämlich daß, als man von der abgebrannten Wohnung den Schutt und das alte Gemäuer abgeräumt, ein Gewölbe eingestürzt sey, von dem man bisher keine Kenntniß gehabt. In dem Gewölbe befand sich eine kleine mit Eisen beschlagene Kiste, und als man sie weghob, lag unter ihr ein Schlüssel, der nach einigen Anstrengungen das alte verrostete Schloß öffnete; der aufgehobene Deckel zeigte die Kiste mit Schatzthalern gefüllt, ein Pergamentblatt lag zusammengerollt daneben. Dieß enthielt, daß das Geld von Hans, dem Langenbauern, dessen Ahnherr den Hof vom Kloster zum Lehen bekommen, zu den schweren Kriegszeiten des Jahres 1633 hier verborgen worden sey. Dieser Hans, der Langenbauer, war aber Niemand Anderer, als des jetzigen Besitzers dieses Hofes Ur-Urgroßvater, Johann Lang, der um diese Zeit gelebt hat, aber den unbekannten Todesweg gegangen war, wobei ihm nicht mehr Zeit gelassen wurde, seinen Kindern vom Schatze Kenntniß zu geben.

„Rechtmäßiges Eigenthum!“ rief der Langenbauer fröhlich aus, und beliebäugelte die verrosteten Thaler. „Ihr kommt gerade recht, mir den Langenbauern-Hof und zwar so aufbauen zu helfen, daß er nicht mehr so bald, wenigstens nicht mehr ganz abbrennen soll!“

Er ließ die Kiste sogleich in das Leerhäuschen bringen, das er zur Zeit inne hatte, während sein Vieh, seine Mobiliarstücke und Haus- und Baumannsfahrnisse da und dort einstweilen untergebracht waren. Freudig erzählte er nun die Geschichte von dem reichen Funde der eben so freudig heimkehrenden Ehefrau und Tochter; sie dagegen tischten ihm jene vom Ringe auf, wobei die Prophetenhexe unverkennbar im Spiele gewesen sey.

„Da erinnert Ihr mich gerade auch an die Propheten-

here.“ „Schade, wenn das schöne Gut zu Grunde geht, wenn's gleich Euer Schade nicht ist“, sagte sie; „für den Beisatz dieser Prophezeihung wußte ich keine Auslegung; jetzt weiß ich sie. Der Schatz, von dem sie also gewußt, ist damit gemeint“, sagte der Bauer; überhaupt dürfen wir wirklich der Prophetenhexe zum Danke verpflichtet seyn, denn sie hat für den Platz an der Ofenbank, den wir ihr zum Wärmen ihres Leibes eingeräumt, und das Bischen Essen, das ihr Marie mitleidsvoll vorgesetzt, uns tausendfach vergolten. Das Brandunglück hat sie nicht aufhalten können, aber sie hat uns nicht nur gewarnt, sie hat uns selbst unsere Habe retten helfen; denn wer anders hat Dich geweckt, Marie, daß uns das Haus nicht auch über den Kopf weggebrannt ist, — wer anders machte auch das Hufeisen am Gaule zu einer Zeit und einem Platze los, wo gerade der Schmied abwesend seyn mußte, damit ich das Getreid zu hohem Preise verkaufte?“ —

„Die Krone wird sie in ihren Handlungen erst noch aufsetzen“, dachte sich Marie, „wenn sie ihre mir gegebene Verheißung in Erfüllung bringt.“

Bereits stand die neue Stallung und der Stadel unter Dach und bei dem isolirt stehenden, solid aus Steinen erbauten, Wohnhaus wurde soeben heute der feierliche Hebauf gefeiert, der Zimmermanns-Spruch hatte das neue Haus eingeweiht, und die Werkleute wollten gerade das Haus verlassen, um, hergekommenen Gebrauch gemäß, sich im Wirthshause gütlich zu thun, als ein Storch dahergeflogen kam, in hoher Luft das Haus umkreisend, plötzlich sich hinunterlassend auf den Giebel desselben, neben dem darauf befestigten Tannenbäumchen sich niedersetzte und freudig zu klappern begann.

Jung und Alt lief herzu, um den in der dortigen Gegend seltenen Gast, der als bekannter Glückvogel sich auf dem neuen Langenbauer'schen Hause niedergelassen hatte, zu be-

sehen. Auch Marie zeigte soeben Gundelchen den großen schönen Vogel mit seinen hohen Füßen und dem langen Halse und Schnabel, da langte derselbe, gleichsam Marien grüßend, mit dem langen Schnabel gegen sie herunter, klapperte auf's neue fröhlich, und nahm dann seinen Flug der Stadt zu. Noch waren aller Augen auf den in hoher Luft schwebenden Storch gerichtet, als ein Schwalbenpaar, vermuthlich das, welches im alten Hause seit Jahren sein Nest gehabt, das neue Haus umkreiste und das Männchen davon sich auf den Vorsprung setzte, mit einem freudigen Liedchen das neue Haus begrüßte und zugleich den Frühling verkündete.

„Nun, da darf man Glück wünschen", sagte zum Langenbauer der auch anwesende Herr Pfarrer. „Euer Haus ist gleich dreimal eingeweiht worden, im Namen Gottes durch den Zimmermann, und zweimal von Glücksvögeln, ohne Zweifel auch auf Gottes Geheiß; und", fuhr er, zu Marien gewendet fort: „wie hat der Storch nicht zu Euch heruntergeklappert, als begrüße er eine alte Bekannte. Sonst sehen es Bräute gern, wenn der Storch sie anklappert," fügte er lächelnd hinzu; „ist vielleicht bei Euch der Brautstand im Wege?"

Marie erröthete und konnte nichts antworten, ihr fiel Emerentia's Verheißung ein.

Der Vater überhob sie der Antwort, indem er sagte: „Da hat es noch gute Wege; ich lege meine Hände noch nicht in den Schooß, und vom Hofe lasse ich sie nicht weg heirathen."

Sie begaben sich hierauf auch in's Wirthshaus, um im sogenannten Herrenstübchen dem Mahle mit beizuwohnen.

* * *

Es war bereits Herbst, der Wind wehte über die Stoppeln und die Aepfel blickten roth aus dem gelbenden Laube der Bäume hervor, die Scheune war bereits dicht mit Getreide gepfropft, das nur der Drescher harrte. Das Langenbauer'sche

Wohnhaus stand noch unbewohnt, weil man es absichtlich wollte recht austrocknen lassen. Jetzt sollte es bezogen werden, und bereits wurde mit der Einrichtung des Hausgeräths in dasselbe begonnen. Es war eilf Uhr Mittags, eben hatte sich die damit beschäftigte Langenbäuerin einen Nagel in den Fuß getreten, daß sie blutete und hinken mußte, als man ihr einen Brief hinterbrachte, er war von der Frau von Waldingen (jener Dame, welcher der bewußte Ring gehört hatte), und enthielt neben der traurigen Nachricht, daß ihr Sohn am Tode liege, die Bitte, die Bäuerin möchte doch mit der Tochter so schnell als möglich kommen, ihr Sohn wolle sie vor seinem Tode nochmal sehen, und der Wunsch eines Sterbenden sey heilig. Mechanisch willigten Vater und Mutter sogleich ein, obgleich im Briefe die Krankheit, an welcher der Herr darnieder lag, nicht benannt war und in der Stadt das Nervenfieber herrschte. Bei einer andern Gelegenheit würden Beide ihr einziges Kind gewiß keiner solchen Gefahr ausgesetzt haben.

Da die Mutter wegen ihres hinkenden Fußes Marien nicht begleiten konnte, auch der Vater nicht vom Geschäfte weg wollte, so ließ man Marie allein fort. Auf der Stelle mußte eingespannt werden; umsonst wendete der Knecht ein, daß die Pferde noch keinen Haber bekommen hätten.

„Den werden sie in der Stadt genug bekommen,“ sagte der Bauer, „die paar Stunden können sie schon aushalten, schont nur die Peitsche nicht.“

Aber sie hatten keinen Peitschenhieb nöthig, denn sie flogen, gleichsam vom Winde getrieben, dahin, und ehe die Fahrenden es dachten, lag die Stadt bereits vor ihnen. Der Knecht wußte sich das gar nicht zusammen zu reimen, denn so schnell war er noch nie gefahren. Marie hieß ihn im Wirthshause, wo er gewöhnlich einkehrte, einstellen, sie aber eilte spornstreichs dem Freiherrlich von Walding'schen Hause zu.

„Gottlob, daß Ihr kommt," rief ihr die Dienerschaft entgegen, denn bald wird's mit unsers lieben jungen Herrn Leben am Ende seyn, und Euch hat er noch so sehnlich verlangt. Bei Gott! ein Bräutigam kann nach seiner Braut kein sehnlicheres Verlangen haben, als der liebe Herr, von dem's nun bald heißen wird, Gott hab ihn selig, nach Euch."

An der Stiege empfing sie die Matrone, küßte sie und führte sie an das Bette des Todtkranken.

„Ach, wenn er Dich nur noch kennt," und zum Sohne gewendet, sagte sie: „Lieber Wilhelm, das Bauernmädchen ist da."

Der Kranke wendete sich um, sein getrübtes Auge erschloß sich und bekam neues Feuer, freudig reichte er Marien die Hand und drückte sie, sprechen aber konnte er vor Schwäche nicht.

„Der stirbt noch nicht," sagte Maria zu seiner Mutter, „habt Vertrauen auf Gott, mit Gottes Hilfe wird er besser werden," denn, dachte sie sich, sonst könnte ja Emerentia's Verheißung nicht in Erfüllung gehen.

Da wurde die Stubenthüre geöffnet und herein trat ein altes Mütterchen, ein Bündelchen unterm Arm und einen Stab in der Hand. Marie erkannte in ihr sogleich wieder Emerentia.

„Verzeiht gnädige Frau," sagte die Alte, „daß ich ungemeldet eintrete, aber ich sah Niemanden, schenkt doch einer armen alten Frau, die noch dazu auf Reisen ist, eine kleine Gabe."

Zu einer andern Zeit würde Frau v. Waldingen die unverschämte Bettlerin abgewiesen haben, in der gegenwärtigen Lage aber griff sie in die Tasche und reichte ihr ein großes Silberstück. „Da, bete für das Seelenheil dieses Sterbenden, der bald nicht mehr dieser Welt angehören wird."

„Ein Kranker hier?" fragte Emerentia und trat dem

Bette näher, faßte die herabhängende Hand des Kranken und wiederholte mit lauter Stimme, was Maria gesagt: „Der stirbt noch nicht!“ Dann fügte sie bei: „Die alte Emerentia hat früher auch schon Kuren gemacht und heilsame Säftlein bereitet, laßt mich doch die Arznei des Kranken kosten.“

Niemand hinderte sie.

Sie nippte gleich aus dem Arzneiglase. „Die Arznei ist recht“, fuhr sie fort, „aber die Hauptsache fehlt; geduldet Euch, in einer halben Stunde bin ich wieder da und werde helfen.“ Sie nahm ein Tüchlein aus dem Bündelchen, legte letzteres auf das Ofentischchen und trippelte zur Thür hinaus.

„Eine sonderbare Alte“, sagte Frau von Waldingen, „wenn die meinem Sohne helfen könnte, würde ich sie reich belohnen; woher sie wohl seyn mag?“

Maria hätte ihr wohl aus dem Traume helfen können, allein sie wollte die gnädige Frau absichtlich nicht aufklären, weil sie vor der gespensterischen Frau Scheu bekommen könnte, und weil ja ihre eigene Liebes- oder vielmehr Heiraths-Geschichte dann auch, und zwar zu früh, an den Tag gekommen wäre.

Kaum war eine Viertelstunde vorüber, so kam das alte Mütterchen, einen Büschel Kräuter im Tuche tragend, zurück; man sah ihr an, daß sie sehr geeilt hatte, denn der Schweiß floß ihr gleichsam von der Stirne. Sie ließ sich einen steinernen Mörser reichen und stieß die Kräuter.

Frau v. Waldingen und Marie mußten über die Behendigkeit staunen, wie sie damit zu Werke ging.

Sie drückte den Saft der gestoßenen Kräuter durch ein Tüchlein in eine Tasse, und schüttete ihn darauf in ein reines Arzneiglas, aus welchem sie dann die Hälfte in die Arznei goß, die andere Hälfte aber wohl verspundete.

„So,“ sagte sie, „davon gebt dem Kranken alle zwei

Stunden einen Löffel voll, es wird ihm einen erquickenden Schlaf machen; wenn er in Schweiß kommt, ist's besser. Fühlt der Kranke wirkliche Besserung und kann reden, dann gebt ihm nur alle vier Stunden die Arznei; sollte es nicht ganz mit ihm zur Besserung gehen, so laßt in der Apotheke die Arznei wiederholen, gießt etwas davon heraus und schüttet dann den übrigen Saft daran, — aber ich glaube nicht, daß Ihr die zweite Hälfte brauchen werdet. Wenn Ihr seht, daß es besser wird, dann laßt den Arzt ihm eine stärkende Arznei verschreiben."

„Auf Wiedersehen!" sagte sie, und fügte, zu Marien gewendet und nur dieser vernehmbar, bei: „Bei einer freudigen Gelegenheit!"

„Husch, hatte sie ihr Bündelchen genommen und war damit zur Thüre hinaus.

Frau v. Waldingen eilte ihr sogleich nach, um ihr schon jetzt eine namhafte Belohnung zu reichen, aber auf der Hausflur wie auf der Stiege war von ihr nichts mehr zu sehen; auch wollte sie kein Dienstbote je ein-, noch herausgehen gesehen haben. Der Frau v. Waldingen war dieß unbegreiflich, Marien aber natürlich einleuchtend.

Marie goß nun etwas von der mit dem Safte gemischten Arznei in einen Löffel, und reichte sie dem Kranken, der die Anwesenheit Emerentia's gar nicht beobachtet hatte; er ergriff freudig die dargereichte Arznei und führte sie selbst zum Munde. Nicht lange darauf schloß auch schon der Schlaf seine Augen.

„Liebe Tochter", sagte Frau von Waldingen, „Deine Pflege behagt dem Kranken besser, als die meinige, auch bin ich schon zu sehr erschöpft, um sie noch länger handhaben zu können; Dienstboten kann ich seine Pflege nicht anvertrauen, aber auf Dich haben er und ich Vertrauen, bleibe daher bei uns, bis es mit ihm besser wird, — ich sehe es Dir an den Augen an, daß Du mir willfahrest!"

Marie willigte mit Freuden ein.

Es wurde daher zu dem Knechte, der eine namhafte Belohnung erhielt, geschickt, daß er allein nach Hause fahren solle, Marie bleibe noch einige Tage im v. Walding'schen Hause.

Der Kranke erwachte nach zwei Stunden vom Schlafe, und Maria, die neben ihm saß und ihre Blicke fest auf ihn richtete, reichte ihm sogleich wieder die Arznei. „Ich fühle mich besser, sagte er schwach, „heilt mich deine Pflege, liebes Kind?"

Maria verbot ihm, schon zu reden, er legte den Kopf auf die Seite und wieder ergoß sich über ihn ein sanfter Schlummer.

Eine Stunde später kam der Arzt, er glaubte den Kranken nicht mehr am Leben zu treffen, da er aber vernahm, daß er wirklich noch lebe, so besuchte er ihn. Er erstaunte nicht wenig, als er ein bildschönes Landmädchen an seinem Bette sitzen sah, die, wie alle Anzeichen darthaten, die Pflege des Kranken übernommen hatte.

„Nun, bei einer solchen Pflege muß der Kranke genesen, wenn es bei Gott möglich ist," sagte er zu Marien gewendet und ergriff dann des Kranken Hand.

„Was ist das!" rief er auf einmal aus, „alles Fieber ist weg, der Puls schlägt seinen gewöhnlichen Schlag! Welches Wunder ist hier vorgegangen, der Kranke ist gerettet!" — „Gerettet!" riefen Frau von Waldingen und Maria zugleich aus.

„Ja", sagte der Arzt, „aber sagt mir nur, wie? denn meine Kunst war das nicht zu erzwecken im Stande."

Frau von Waldingen erzählte nun, was mit dem alten Mütterchen sich zugetragen und zeigte ihm den Saft im Glase. Der Arzt kostete, sagte aber, er erkenne aus dem Safte die Pflanzen nicht, aus denen er bereitet sey.

Maria brachte nun das Tüchelchen, worin die zerquetschten Pflanzen sich befanden, allein sie waren so verstoßen, daß

man auch nicht Ein Blatt erkennen konnte, welcher Planzengattung es angehöre.

Der Arzt sagte nun, man solle mit der begonnenen vermischten Arznei getrost fortfahren. Der Kranke fühlte sich immer besser. Nachts fiel er in einen starken Schweiß, dessen ungeachtet war er des andern Morgens schon so weit, daß er ordentlich reden und bereits im Bette aufsitzen konnte.

Nun verordnete der Arzt stärkende Mittel, und am dritten Tage war der Freiherr schon im Stande, einige Zeit außer dem Bette zu seyn und im Zimmer etwas herumzugehen. Der Arzt sprach ihn jetzt vollkommen frei.

Marie bat nun, sie ihrer Krankenpflege zu entlassen, da der Freiherr aufgehört habe, krank zu seyn, und man sie zu Hause selbst dringend bedürfe, auch sie gerade Gelegenheit habe, nach Hause fahren zu können.

Rührend war der Abschied, den Frau von Waldingen und ihr Sohn von ihr nahmen; beide sagten, daß sie den Dank ihr einstweilen schuldig bleiben, ihr aber dafür desto größeren zollen würden.

Kaum war Marie abgereist, als der Arzt den Freiherrn um den Rest des Saftes ersuchte, indem ein hoher Beamte gerade in derselben Lage, wie er früher, sich befinde, und bereits von den Aerzten aufgegeben worden sey, seine Frau, die vermuthlich von der glücklichen, wie man glauben müsse, von ihm bewirkten Kur des Freiherrn vernommen, habe nun ihn rufen lassen, um seine Kunst auch an ihrem Gemahle zu beurkunden.

„Mein Ruf ist gegründet,“ fuhr er fort, „wenn mir diese Kur gelingt, und mit Gottes und des Saftes Hülfe soll sie mir nicht fehlschlagen, Sie, gnädiger Herr, bedürfen jetzt des Saftes doch nicht mehr!“

Der Freiherr übergab ihm das Gläschen und wünschte ihm alles Glück zu der Kur.

Ein paar Tage darauf kam der Arzt; „mein Ruf und mein

Glück zugleich sind gegründet, mein hoher Patient ist gerettet," sagte er. „Ist die alte Frau noch nicht gekommen?" fuhr er fort, „daß ich erfahre, aus was denn jener Saft bereitet wird; auch hat er einen andern Zusatz, wie sein Niederschlag beurkundet, sie muß an die Pflanzen noch etwas gemischt haben."

Der Freiherr verneinte die erste Frage, versprach ihm aber, wenn die Alte komme, sich sogleich bei ihr zu erkundigen.

Drei Tage waren seit Mariens Abreise verflossen, das Haus war seitdem wie ausgestorben, Mutter und Sohn verloren oft halbe Tage lang kein Wort.

„Seit das Mädchen fort ist," fing die Freifrau zu ihrem Sohne gewendet an, „ist's mir leer im Hause, wie im Herzen, ich liebe sie wirklich, wie meine Tochter, schade nur, daß sie nicht vom Stande ist, sie müßte meine Schwiegertochter werden; daß es Dir recht wäre, weiß ich im Voraus."

„Und was thut das, daß sie nicht von Stande ist," sagte der Freiherr, der nur auf diese Gelegenheit gewartet hatte, „es sind ja in neuerer Zeit schon mehrere solche Ehen vorgekommen; verdanke ich nicht, nach Gott und dem alten Mütterchen, zunächst ihr die Rettung meines Lebens, und dann muß ich Dir sagen, daß unsere Ehe schon beschlossen gewesen ist, ehe wir uns kannten. Das alte Mütterchen ist dem ganzen Beschreiben nach kein anderes als jenes, das mich vor der Kirchenthüre, als ich gerade mit Marie redete, um eine Gabe angesprochen, und dann, was ich Dir bisher verhelt habe, unsere beide Hände ergreifend, gesagt hat: „Gott wird Euch zum glücklichen Paare machen und sein Segen fortan bei Euch und Euern Kindern seyn." Kurz nachdem sie unsern Blicken entschwunden, fand Marie den Ring, den Brautring unserer Familie, ich selbst steckte ihn, da ich ihn nicht kannte, Marie an den Finger, an dem er, der noch nie an einen andern Finger als an jenen einer Frau von Waldingen gekommen war, zwei volle Tage saß, und nur von einem Waldingen

abgenommen werden konnte, und glaube mir," fuhr er fort, „kein Zufall führte das Mütterchen in unser Haus, ich glaube auch gar nicht einmal, daß das Mütterchen wirkliche menschliche Natur besitzt, sondern daß es ein guter Geist oder gar ein Engel Gottes ist, der diese Gestalt angenommen hat; erinnere Dich nur, sie ging in unserem Hause zweimal ein und aus, und keiner unserer Dienstboten hat sie gesehen!"

Die Mutter gab ihm Recht und sagte: „Was Gott gefügt, das soll der Mensch nicht trennen, so sehr ich bisher gegen die Heirathen außer dem Stande war, so habe ich hier die vollkommene Ueberzeugung, daß bei solchen Umständen Eure Ehe eine glückliche wird, und Dein Glück will ich nicht stören. Ich will vielmehr selbst für Dich die Brautwerberin bei Marien's Eltern machen."

Gleich andern Tags kam eine Herrschaftskutsche in's Dorf gefahren und hielt vor dem neuen Langenbauern-Hof. Die Bäuerin und Marie — der Bauer war gerade auf dem Felde — erkannten in der stattlich gekleideten Dame, die von einem Bedienten aus der Kutsche gehoben wurde, sogleich die Freifrau.

Sie wiederholte ihren Dank wegen der von Marie ihrem Sohne gewordenen Pflege, welcher sie seine Rettung mit zu verdanken habe, und ließ sich das neue Haus zeigen; unter einem Vorwande wußte sie Marie zu entfernen und rückte nun gegen die Bäuerin mit ihrer Werbung heraus. Diese fiel wie aus den Wolken, daß ihre Tochter eine gnädige Frau in der Stadt werden solle, und daß die Mutter des Bräutigams selbst für sie werbe; ihr war diese Ehre wirklich zu groß, sie sagte: „dies wäre zu viel für das bischen Pflege, die ihrem Herrn Sohn geworden, und sie glaube ja gar nicht, daß ihre Tochter sich in den hohen Stand fügen lerne." Dies waren jedoch nur ihre Worte, im Innern fühlte sie sich durch diesen Antrag doch hoch geschmeichelt und durch den Umstand geehrt, daß ihr Töchterchen eine gnädige Frau werden sollte.

Frau v. Waldingen fuhr nun fort zu erzählen, daß das alte Mütterlein, welches ihren Sohn gerettet, schon früher, als ihr unter der Kirchenthüre ihr Sohn eine Gabe gereicht, ausgesprochen habe, daß aus ihm und Marien ein Paar werden solle, auf dem und seinen Kindern Gottes Segen ruhen werde; also sey diese Heirath vom Höchsten selbst schon beschlossen.

Die Langenbäuerin willigte nun mit Freuden ein, da sie sah, daß auch ein ganz triftiger Grund hiezu da sey, und versprach auch, ihren Mann zu bewegen, der seine Mucken habe und nicht sobald „Ja" sagen werde.

Als Marie zurückkehrte, sagte die Mutter zu ihr: „Du loses Mädchen, davon hast Du mir nichts gesagt, als Du die Ringelein-geschichte erzähltest, daß die Proph — die alte Emerentia, wollte ich sagen, Dich mit dem Stadtherrn vor der Kirchenthüre förmlich verlobt hat; nun die Prophezeiung wird in Erfüllung gehen, wie ich hoffe," fuhr sie fort, als sie die Tochter über und über roth werden sah.

Als Marie aus diesen Worten merkte, woher der Wind wehe, sagte sie: „Schon als Emerentia, ehe ich sie noch kannte, bei uns in der Stube war und ich ihr das Essen gereicht habe, hat sie ihrem Danke dafür beigefügt: daß ich einen schönen Herrn zum Lohne dafür erhalten werde!"

„Also kanntet Ihr das alte Mütterchen schon früher und wißt sogar ihren Taufnamen, — gewiß also auch, wo sie her ist, o sagt es mir doch," fiel die Freifrau ein, „damit ich sie reichlich lohnen kann."

Marie erzählte ihr nun in Kurzem, was sie von Emerentia wußte, verhehlte auch nicht, warum sie nicht schon ihr in der Stadt hievon Meldung gethan.

„So hat mein Sohn doch Recht," sagte die Freifrau, „es gehört dieses Mütterchen unserer Welt nicht an, und ein guter Geist ist es, der ihre Gestalt angenommen hat."

Unterdessen kam der Bauer nach Hause.

Als ihm die Brautwerbung vorgetragen wurde, schüttelte er verneinend den Kopf und sagte: „daraus kann nun und nimmer etwas werden: für's erste gebe ich schon meinen Hof nicht in fremde Hände und dann ist Marie auf dem Lande erzogen, und taugt durchaus nicht in die vornehme Welt. Sie würde überall verspottet, und wenn die wenigen Reize, die sie besitzt, verblüht wären, würde sie auch von ihrem Gatten verachtet; beide würden die unüberlegte Heirath bitter bereuen und vielleicht mir im Grabe noch fluchen, daß ich so unklug gewesen, meine Einwilligung dazu gegeben zu haben.“.

„Meine Tochter ist selbst vermöglich und braucht keinen reichen Freier, umsomehr wird sie in ihrem Stande ihr Glück machen!“

Es schienen wirklich alle Bitten an seinen Grundsätzen abzuprallen, selbst die Gewalt, die sein Eheweib sonst über ihn übte, würde nichts gefruchtet haben, wenn die Langenbäuerin ihm nicht haarklein die Wohlthaten, welche er durch Emerentia genossen, vorgebrockt und beigesetzt hätte, „nun wolle er sie gerade an ihrer schönsten Verheißung zur Lügnerin machen; die Ehe könne nie eine unglückliche werden, da ja, nach Emerentia's Prophezeihung, Gottes Segen über dem Paare und seinen Kindern seyn werde.“ Dieß wirkte: „In Gottes Namen,“ sagte der Bauer, „aber gnädige Frau sage ich nie zu meiner Tochter,“ setzte er bei. „Das darf auch nicht seyn,“ sagte die Freifrau, „den Eltern haben Kinder keine Gnaden auszutheilen, sie können ihnen so das nie vergelten, was die Eltern an ihnen gethan!“

* * *

Die Dorfkirche war festlich geschmückt, denn, um in der Stadt durch die Heirath des Freiherrn mit einem Landmädchen kein Aufsehen zu erregen, sollte die Trauung in der Pfarrkirche, wo die Braut bisher hingehörte, vollzogen werden. Marie bestieg

festlich, ihrem neuen Stande gemäß, geschmückt, an der Seite ihres Bräutigams die Kutsche, die sie zur Trauung fahren sollte, die silberne Halskette hatte eine Perlenschnur, die, so weit sie Mariens Hals berührte, nur durch ihre etwas bläuliche Farbe, von jener des Halses zu unterscheiden war, und eine reiche goldene Kette abgelöst, am Finger, zwischen den beiden sich ergreifenden Händen des Ringes, funkelte der Rubin. Die beiden Mütter, der Vater und der Ehrenvater, zwei Fräulein aus der Stadt und zwei Kränzljungfern vom Dorfe folgten. Als sie bei der Kirche anlangten und ausstiegen, gewahrten sie, daß die Leute, die vor der Kirche versammelt standen, zum Kirchthurme hinauf sahen, auf dessen Satteldache ein Paar Storchen stand, die, als sie die Ankommenden erblickten, mit ihren langen Hälsen gleichsam grüßten und freudig klapperten.

„Sieh' da die Störche von unserm Landgute,“ sagte der Freiherr zur Mutter gewendet, „auch sie freuen sich meiner schönen Braut.“

Daß die Störche, die der Freiherr und seine Frau Mutter so oft gefüttert, sie erkannt haben mochten, ist richtig, ob ihr Gruß aber nicht mehr Marien gegolten habe, wollen wir beim ganzen Verlauf der Geschichte dahin gestellt seyn lassen.

Als die feierliche Handlung in der Kirche begonnen hatte, gewahrte man plötzlich im ersten Frauenstuhle ein Mütterchen, alterthümlich gekleidet; alle, die bei der Geschichte betheiligt waren, erkannten sogleich in ihr Emerentia und freuten sich, Näheres von ihr, auch namentlich über den wundervollen Saft zu erfahren. Allein, kaum war die Handlung vorüber und hatte der das Amt haltende Priester das Ite missa est abgesungen, so war sie auch wieder allen Augen entrückt und wurde seitdem im Dorfe nicht mehr gesehen.

Gottlob! brauchte man auch ihrer nicht. Sie hatte aber wirklich ein glückliches Paar gemacht.

Marie fand sich in ihrem neuen Stand; bald erkannte Niemand mehr aus ihrer Sprache oder ihrem Benehmen ihre niedere Herkunft, sie wurde ihrem Gemahle eine liebende Gattin, ihrer Schwiegermutter, in wahrhaftem Sinne des Wortes, eine Tochter, ihren Untergebenen und namentlich den Armen eine Mutter. Ihr Vater hatte nie zu bereuen, daß er sie über ihren Stand habe heirathen und nicht zur Bäuerin werden lassen. —

Er lebte gleichsam auf's Neue in ihren Kindern, seinen Enkeln, auf, die im Sommer zu ihm kamen.

Die Knaben kehrten wirklich oft, sprichwörtlich, den Langenbauernhof von oberst zu unterst, und der Großvater mußte ihnen zurufen: „Daß nur dem Schwalbenneste nichts geschieht, denn diese Vögel haben mir Glück prophezeit und auch gebracht."

Als sein Weib gestorben war, wollte er den Einladungen seines Schwiegersohnes und seiner Tochter folgen und zu ihnen in die Stadt ziehen, da er mit fremden Leuten doch nicht gerne die Hauswirthschaft fortführen wollte. Das Einzige, was ihm wehe that, war, daß er den schönen Hof verkaufen müsse und dieser nun, der seit Jahrhunderte der Familie Lang angehörte, einen andersnamigen, vielleicht landfremden, Besitzer bekommen werde.

Auch aus dieser Besorgniß ward er gerissen, denn es meldete sich ein Fremder, der sich als den Sohn seines längst in der Fremde gestorben geglaubten und für verschollen erklärten Bruders auswies. Es hatte ihn, der sich in Ungarn verheirathete, auch eine Seuche hingerafft, als sein Knabe erst 3 Jahre alt war; aus seinen hinterlassenen Papieren, die man zufällig in einem Kasten gefunden hatte, war seine Herkunft und sein Vaterland dem Sohne kund geworden, der, da er sich, ein gelernter Schmid, auf die Wanderschaft begab, nun absichtlich hieher kam, um vielleicht noch Verwandte seines Vaters anzutreffen.

Der Langenbauer, zugleich erfreut, einen Sohn seines Bruders zu sehen und den Hof nun nicht in fremde Hände lassen zu müs=

sen, behielt ihn einige Zeit bei sich und übergab ihm nachher um die Hälfte des Werthes den Langenbauernhof, der Sohn seines Bruders hätte ja auch auf die Hälfte des Schatzes Anspruch gehabt.

Nun zog er erst vergnügt in die Stadt zu seinen Kindern und besorgte, da er, seiner Lebtage an Fleiß gewohnt, seine Hände nicht in den Schooß legen konnte, auf des Schwiegersohns Landgute die Geschäfte eines Aufsehers.

Er starb in hohem Alter und zwar auf einem Besuche bei seinem Neffen und ruht an der Seite seines Eheweibs auf dem Friedhofe des Dörfchens. Seine Tochter und sein Schwiegersohn ließen ihm ein einfaches aber schönes Denkmahl setzen. Die alte Frau v. Waldingen war dem Langenbauer drei Jahre vorher in's bessere Jenseits vorangegangen. —

Sein Neffe, dem er den Hof übergeben, hatte später dazu die Schmidgerechtsame des Ortes gekauft, eine Schmide eingerichtet und betrieb neben der Oekonomie sein erlerntes Handwerk mit vielem Vortheile. Der Hof heißt nach ihm jetzt der Langenschmidhof. —

Allgemein bestand nachher im Dorfe die Meinung, daß die sogenannte Propheten-Hexe die Ahnfrau der Langenbauer'schen Familie sey, weil sie früher nur im Allgemeinen vor Unglück gewarnt, nie sich aber in das innere Leben irgend einer Familie gemischt, wie es jetzt mit der Langenbauer'schen der Fall gewesen, und diese Meinung wurde dadurch bestärkt, daß das Kirchenbuch nachwieß, daß das Eheweib des ersten Besitzers des Langenbauernhofs, Laurentius Lang, der denselben, welchen früher das Kloster selbst bemaiert und nachdem er im Bauernkriege war abgebrannt worden, wieder neu hatte aufbauen lassen — als Lehen vom Kloster bekommen, E m e r e n t i a Knollerin geheißen habe.

Der biedere Arzt, der durch Emerentia's Heilmittel einen großen Ruf erlangt hatte, behielt diesen. Er mußte wirklich den

Bestandtheilen des Heilmittels auf die Spur gekommen seyn, denn er konnte das Nervenfieber heilen.

Als im Jahre 1809 sich dieses während der Kriegszüge mit besonderer Wuth ausbreitete und ganze Häuser, namentlich auf dem Lande, aussterben machte, erschien er Reichen und Armen wie ein rettender Engel. Er ging hiebei so uneigennützig zu Werke, daß er die Arzneien für die Armen aus eigener Börse bestritt, aber auch so geheimnißvoll, daß er seine Kunst Niemand mittheilte, und gewöhnlich an die Arznei des Kranken selbst erst das wahre Heilmittel goß. Leider aber genoß er sein Glück nicht lange, denn in demselben Jahre noch und zwar gerade, als ihm sein Heilmittel ausgegangen und er eben daran war, ein neues zu bereiten, überaschte ihn selbst die Krankheit und zwar so schnell, daß er sich selbst nichts mehr verschreiben konnte. Umsonst war alle Kunst der Aerzte, umsonst das vielfache Gebet für seine Wiedergenesung in den Kirchen jener Orte, wo er ein rettender Engel erschienen war, in dem Buche der Vorsehung war sein Lebensende bereits eingezeichnet. Er kam zwar nochmal zur Besinnung und verschrieb sich auch noch eine Arznei, aber eine Species darauf war wegen seiner zitternden Hand unleserlich. Als man ihm einen Löffel der Arznei gereicht hatte, schob er das Arzneiglas weg und sagte: „das ist nicht meine Arznei, Herr Jesu, sey du die meine.“ Dies waren seine letzten Worte.

Ein halb versunkener Leichenstein mit einem Cypressenkranze nächst der süd-östlichen Mauer des evangelischen Friedhofes der Stadt, sagt, wo der biedere Arzt ruht.

Wer ihn kannte, wird ihn aus dieser kurzen Beschreibung sogleich wieder erkennen und dem Verfasser dieser Novelle verzeihen, daß er, bezüglich seiner, in das Gebild seiner Dichtung Wahrheit gemischt hat.

Der Weiberfeind auf der Dirnenburg.

In Gedanken vertieft am Kamine saß Ritter Brthold von Wolfstein, ein rüstiger groß gewachsener Mann, schon hoch in den vierziger Jahren, zu seinen Füßen ein großer Wolfshund, sein Liebling. „Bringe mir einen Krug Wein und Rauchfleisch zum Imbiß, Konrad,“ rief er einen Knappen zu. Kein weibliches Wesen weilte auf seiner Burg, es wurde auch keine Zusprache eines solchen dort geduldet, der Ritter hieß daher in der ganzen Gegend der Weiberfeind. Man erzählte sich viele Geschichten deswegen, die rechte aber errieth keiner. Ritter Berthold hatte in seiner Jugend die schöne Emma von Steinhorst kennen gelernt, sie sehen, und in Liebe zu ihr entbrennen, war das Werk Eines Augenblicks, aber auch dem Fräulein blieb der Ritter nicht gleichgültig, ihre Zofe hatte sie auf ihn aufmerksam gemacht, und der schlauen Dirne war es ein Leichtes, die beiden einander zu nähern, kurz Berthold und Emma wurden ein Liebespaar; daß die Einwilligung der Eltern aber hiezu besonders von nöthen sey, an das dachte, wie bei den meisten Liebesgeschichten, keines, auch fiel dem Ritter nicht der mindeste Zweifel bei, da er einer der angesehensten und reichsten seines ganzen Gaues war, und seine Ahnen schon in den Hunenschlachten sich hervorgethan hatten, dennoch war es anders. Emma's Mutter nämlich hatte die Hand ihrer Tochter, ohne sie zu fragen, schon an einem Ritter aus ihrer Familie versagt, die Werbung Bertholds um Emma kam ihr daher nichts weniger als erwünscht, Berthold wäre allerdings der rechte Freier gewesen, es reute die Freifrau, ihr Wort gegeben zu haben, jedoch brechen wollte sie es auch nicht, eben so wenig aber auch Berthold geradezu abweisen, da sie, und zwar nicht mit Unrecht, seinen Zorn und seine Macht fürchtete. „Ich kann mein Jawort noch nicht geben, Ritter,“ sagte sie, „ein Gelübde hindert mich, fragt nach Jahr und Tag an, dann sollt Ihr Antwort erhalten.“

Damals gab es noch keine Posten, noch weniger Dampfwägen und Telegraphen, um sich aus ferneren Gegenden verständigen zu können, und doch mußte der treue Konrad oft die beschwerliche Reise auf seinem Streitgaule bis zur Burg Steinhorst machen, um Treuliebchen Botschaft von seinen Herrn und diesem von ihr zu bringen, denn schreiben konnten damals nur die Geistlichen. Da gelang es der Mutter hinter diesen Botschaften zu kommen, sie traf daher mit ihren Bruder ganz geheime Anstalten, und plötzlich wurde nach Nürnberg abgereist, Niemand, außer dem Burgvogt aber wußte wohin. Berthold hätte verzweifeln mögen, er konnte auf keine Spur kommen, endlich erfuhr er, daß nach mehrmonatlichen Aussehn, die Frau von Steinhorst mit ihrer Tochter wieder auf ihre Burg zurückgekehrt sey, die letztere aber aufgehört habe, ihm, Berthold anzugehören, indem sie bereits mit Walther, von Rothenek ehelich verbunden sey. Diese Nachricht warf den Ritter auf's Siechbett und machte ihn, als seine starke Natur der Krankheit Meister wurde, zum Weiberfeinde. Nur seine alte Wärterin wurde noch in der Burg geduldet und als diese starb, durfte kein weibliches Wesen die Veste mehr betreten. Eine benachbarte Edle, die den Ritter um Schutz gegen einen Verwandten bat, erhielt zwar durch einen Boten die Zusage, er selbst aber wechselte mit ihr, auch nachdem er sie in ihre Rechte eingesetzt hatte, nach wie vor, kein Wort. So verfloß ein Jahrzehnt um das andere, der einstige Jüngling war längst zum Manne geworden und lebte er in unsern Zeiten, so hätte die aschgraue Farbe bereits in Bart- und Haupthaaren ihre Macht auszubreiten begonnen, er war weit entfernt sich jemals zu vermählen, der jüngere Sohn seiner verstorbenen Schwester, der auf Ritterzügen sich ausbildete, sollte sein Erbe seyn. Die Jagd war des Ritters einzige Unterhaltung, ihr lag er ob, die Fehden gingen ihn nichts an, denn er selbst wurde nicht befehdet, und so kam es, daß Schild und Streitkolben so ziemlich vom Roste benagt wurden.

den. „Muß doch einmal wieder Euern Schild putzen Herr, sagte Konrad,“ indem er ihm Rauchfleisch, Brod und einen Humpen mit Wein vorsetzte, „der Schild verrostet ja ganz, gebraucht wird er nicht, auf Turniere zieht Ihr nicht mehr und sonst was Ernstliches. Ei wer würde sich an Euch wagen, drum soll der Schild nur zur Zierde hier hängen, aber eben deßhalb nicht rostig seyn.“ Da meldete man zwei Knappen, die Einlaß und den Ritter zu sprechen begehrten. Berthold ließ sie herauf kommen, der eine war bereits vom Alter etwas gekrümmt, der andere dagegen ein blühender Jüngling, dem unter der Blechhaube reiches Haar hervor wallte. „Wir bitten um Euern Schutz, um Eure Hülfe, hoher Herr,“ sagte der Jüngere. „Ich bin Bertha von Rotheneck, räuberische Schaaren“ —

„Was,“ fiel der Ritter ergrimmt ein, „eine Dirne wagt es, verkleidet in meine dem weiblichen Geschlechte verbotene Veste zu dringen, und mich, den Weiberfeind, um Schutz und Hülfe für sie zu bitten, und noch dazu eine Rotheneck, verhaßter Name, gleich aus meinen Augen und aus meiner Burg, oder bei Gott, ich müßte alle Ritterlichkeit mit Füßen treten, und Euch aus solcher durch meinen Thras hetzen lassen.“ „Um Gotteswillen, Gnade, Herr Ritter, bei dem Geiste meiner Mutter Emma, die sterbend noch mir Euern Namen nannte und mir sagte, wenn ich einst eines Rathes oder Hülfe bedürfe, und mein Vater könne mir keine mehr geben, so soll ich mich an Euch wenden, den Sie so innig geliebt, und der ihr nur durch die List ihres Oheims entrissen wurde, denn ihre Mutter hätte sie schon noch herumzubringen gewußt, beschwöre ich Euch. Ihr werdet mir die Hülfe nicht versagen,“ rief Bertha aus, indem sie sich zu den Füßen des Ritters stürzte und seine Kniee umschlang, die Blechhaube war ihr auf den Boden entfallen, in langen Locken wallte nunmehr ihr blondes Haar ihr über die Schultern.

Der Ritter war beinahe betäubt über ihren Anblick, denn er

glaubte seine Emma leibhaftig vor sich. „Steht auf,“ sagte er gerührt: „Ihr seyd meiner Emma Tochter, und der kann ich meine Hülfe nicht versagen, also sagt, wie und womit kann ich Euch dienen.“ „Räuberische Schaaren überfielen nächtlicher Weile meines Vaters Burg; als mein Vater den Lärm hörte, setzte er sich ihnen zur Wehr entgegen, dem alten Heinrich aber empfahl er mich, daß er mich durch den geheimen unterirdischen Gang verkleidet ins Freie bringe, und womöglich zu einem seiner Bekannten flüchte. Der gute Vater fiel, wie wir erfuhren und die Burg ging stürmender Hand über. Ich suchte bei zwei seiner Bekannten Hülfe, aber ich fand taube Ohren, da fiel mir meiner seligen Mutter Rath ein und wir kamen glücklich zu Euch, Edler Herr, und Ihr versagt mir Eure Hülfe nicht.“

„Labt Euch edles Fräulein,“ sagte der Ritter, indem er ihr seinen Imbiß vorstellte, „bei mir seyd Ihr geborgen, auch soll meine Hülfe Euch werden, meine Leute werden sich freuen, wenn es wieder einmal etwas Ernstliches gibt, wir haben unsere Waffen seitdem nur gegen die Thiere des Waldes gewandt.“

„Erlaubet,“ fuhr Bertha fort, „daß ich diese mir lästige Kleidung mit der meines Standes wechsle, die Heinrich bei sich hat; der Ritter wies auf eine Nebenthür in ein Zimmer, wo Bertha sich umkleidete. Unterdessen hieß der Ritter Konraden alle Knappen versammeln und zu sich bescheiden. Diese waren nicht wenig erstaunt, als sie diesen Aufruf vernahmen und wirklich etwas Ernstliches vermutheten, zu welchem ohne Zweifel die beiden fremden Knappen Veranlassung gegeben hatten. Aber ihr Staunen wuchs, als sie im Saale des Ritters neben demselben eine blühende Dirne erblickten. Der Weiberhaß des Ritters war ihnen zu bekannt, als daß sie diese Erscheinung mit etwas hätten zusammen reimen können, sie kam ihnen als ein wahres Wunder vor.

Gleich andern Tags wurde aufgebrochen, vierhundert wohl-

gerüstete Knappen, auch alle Geräthschaften, die man im Mittelalter zur Belagerung einer Burg brauchte, wurden mitgenommen.

„In einigen Tagen kommt Nachricht, liebes Fräulein," sagte Berthold, thut unterdessen auf meiner Burg, als wäret Ihr zu Hause, ich will die Elenden züchtigen, bald sollet Ihr auf Eure Burg, in Eure Güter wieder eingesetzt seyn."

Unter Thränen nahm Bertha von dem Ritter Abschied; der alte Heinrich, der alle Zugänge zur Burg kannte, gieng mit. Aber sechs Tage vergiengen, und es kam keine Nachricht, der siebente kam und der achte, aber kein Bote; da ließ es Bertha nicht länger rasten — wieder in Mannskleidern, jedoch unter Bedeckung von 50 Knappen zog sie aus.

Angekommen in der Nähe der älterlichen Burg, welch eine Schreckensnachricht wurde ihr da. — Die Mannschaft der Burg war zweimal zur Uebergabe aufgefordert worden, allein umsonst; selbst zwei Stürme hätte sie abgeschlagen, da versuchte es der Ritter während des dritten Sturmes mit Hülfe des alten Heinrich und mehreren Knappen durch den unterirdischen Gang in die Burg einzudringen und verschwand spurlos; das Schrecklichste war, daß Niemand um den Eingang in den unterirdischen Gang sonst wußte. Seitdem waren drei neue weitere Stürme ebenfalls abgeschlagen worden, die Knappen bereits entmuthigt und wirklich zu schwach, einen vierten zu wagen, denn sie waren bereits zum Dritttheile zusammengeschmolzen; eben sollte ein Bote an den Burgvogt des Ritters um Hülfe abgesandt werden, als Bertha erschien.

Sie rang sich ob der Schreckensnachricht die Hände wund „der gute Ritter ist entweder ermordet, oder er schmachtet noch gefangen im Burgverließ," rief sie aus, „auf! ihn zu retten aber wie," setzte sie wieder beklommen hinzu, „ich weiß den Ausgang des unterirdischen Ganges nicht mehr, aus dem wir bei tiefer Nacht stiegen." Da fiel ihr bei, daß ihr, einmal ihr

Vater gesagt habe, die große Linde auf dem Hügel der Burg gegenüber, stehe gerade auf dem Burgverließe, früher sey dort eine Burg gestanden, nachdem sie aber abgebrannt sey, habe man statt ihrer die neue Burg erbaut und diese durch einen gewölbten Gang mit den unterirdischen Gemächern der alten Burg, die seitdem als Burgverließ benutzt würden, in Verbindung gesetzt.

Sobald die Nebel sich über die Gegend gebreitet hatten und die nächtliche Dunkelheit bereits begonn, ließ Bertha in aller Stille zunächst an der Linde ein Loch machen, und nicht lange, so stieß man auf Schutt und endlich auf ein Gewölbe, welches der Kraft der Brecheisen und übrigen Werkzeuge bald erlag. Einige ließen sich in die eingebrochene Oeffnung hinab. Sie waren in einer geräumigen Halle, unter ihnen tönte banges Gewinsel und Stöhnen. Da gewahrten sie, daß die Gefangenen durch ein Fallgitter und eine eiserne Thüre zugleich eingesperrt waren; es wurde daher zu der Oeffnung, welche von diesem Gewölbe in das untere hinab gieng, ein Seil hinabgelassen. Aber welch grauenhafter Anblick ward ihnen beim Schein der mitgenommenen Laternen! ihre Kamraden lagen zum Theile schon todt, zum Theile dem Sterben nahe, umher, der Ritter selbst saß in einer Ecke gekauert; welch eine freudige Ueberraschung für ihn, der den Tod so schon sehnlich erwartet hatte! Was noch Leben hatte, wurde eiligst heraufgebracht und gelabt.

Furchtbare Rache sollte den Elenden werden, welche so viele Menschenleben hier verschmachten und verhungern ließen, aber der Raubritter und seine Genossen trugen hieran wirklich keine Schuld, sondern der reine Zufall war es, welcher dem Ritter und seinen Begleitern dieß Unglück bereitet hatte.

Heinrich hatte nämlich beim Entfliehen die Thüre, die in's Burgverließ vom Gewölbe aus führt, und nur von innen geöffnet werden kann, in's Schloß geworfen, und den Schlüssel mit sich genommen, um vor Verfolgung sicher zu seyn.

Durch die Erschütterung, welche der Versuch, die Eisenthüre zu sprengen, veranlaßte, brach das durch Moder morsche Seil des Fallgitters, dieses fiel hinab und sperrte den Ritter und seine Begleiter ein, ohne daß man in der Burg etwas davon wußte oder hörte, alle spätere Versuche die Eisenthüre zu sprengen, blieben sowohl erfolglos, als auch von der Besatzung der Burg, wie zugleich von den Belagerern unbeachtet.

Bertha sank vor Freude ausser sich dem Ritter in die Arme, ohne ihre Dazwischenkunft wäre er eines jämmerlichen Todes gestorben. „Ihr habt mich gerettet, Fräulein," sagte Berthold, „nun ist es doppelte Pflicht für mich, Euch auch das Eure wieder zu verschaffen. Sogleich wurde die taugliche Mannschaft ausgesucht, um vom Burgverließ aus die Feinde zu überfallen, und schreckliche Rache an den Räubern und vermeintlichen Mördern zu üben." Gesagt, gethan! Eben lagen in der Burg die Ritter größtentheils betrunken auf den Ruhebänken umher, die Mannschaft aber war gar keines weitern Sturmes gewärtig, und jetzt zur Nachtzeit, wo der Regen in Strömen floß, und ein Sturm gegen die Felsenburg nicht ausgeführt werden konnte, gar nicht. „Daß uns das Täubchen entflogen ist," fing Ritter Heinz von Steinberg zum jungen Ekbert von Stromberg gewendet, an, „und wo sie wohl Hülfe gefunden haben mag? wir hatten, besonders Anfangs, harte Sträuße auszustehen, allein unsere Leute sind kreuzbrav, und die Lage der Burg ist für uns köstlich, ohne Verrath, glaub mir's, Ekbert, wären auch wir ihrer nie Meister geworden. Auf der Hut dürfen wir aber doch noch seyn, wenn gleich die feindlichen Reisigen so zusammen gestutzt worden sind, daß sie wohl keinen Sturm mehr wagen. Da haben wir einen tüchtigen Fang gemacht, Ekbert, nicht wahr? Bodo, was sagst Du dazu, ach die Schlafmütze hört nicht mehr! Sollst leben, Ekbert, des Rotheneckers Wein ist so gut, als er mundet."

„Wenn er Dir nur nicht am Ende zu Wermuth wird,"

erwiderte Ekbert, „ich fürchte immer, das entflohene Täubchen macht uns noch viel zu schaffen, und wir haben noch manche harte Nuß aufzubeißen, bis diese Burg mit ihren reichen Besitzungen wirklich ganz unser wird; glaub mir's, Heinz, es geht mir einmal so vor, und Du hasts schon von mir gehört, ich war von Kindesbeinen an ein Träumer, und alle dergleichen Träume sind wahr geworden.“ Statt einer Antwort stürzte Heinz den Inhalt seines Humpens hinunter, und sang ein lustiges Lied — es war sein Schwanenlied — denn plötzlich wurde die Thüre aufgerissen und Berthold an der Spitze seiner Reisigen stürzte herein, Heinzens Lied war sein Wegweiser.

„Niederträchtiger Räuber und Mörder,“ rief er aus und seine Klinge streckte Heinz, der sich ihm widersetzen wollte, mit gespaltenem Haupte nieder. „Alle die Hunde müssen heute dem Gott sey bei uns † † † ihrem Meister, in den Rachen fahren,“ fuhr er fort, und schon schwebte sein Sarras über dem Haupte Ekberts, als plötzlich vom Aufenthalt im Burgverließ her die Kraft in seinem Arme versagte und die Klinge unbeschadet an ihrem Opfer herabglitt. Eben hatte er sie zum wiederholten Hiebe erhoben, als der unbewaffnete Ekbert des Ritters Kniee umfaßte. „Gnade,“ rief er aus, „um Gotteswillen Gnade, schont mein junges Blut, Herr Ritter! mein Oheim, der reiche Ritter von Wolfstein wird es Euch theuer bezahlen.“ Schrecken durchzuckte bei diesen Worten Bertholden: „Du wärst Ekbert von Stromberg,“ erwiderte er, „Dein Oheim würde sich schön bedanken, Galgenfleisch zu kaufen, d. h. Räuber auszulösen. Steh' auf und folge mir, vor meiner Klinge bist Du sicher, die andern bringt in sichere Gewahrniß, und wer sich widersetzt, den haut gleich nieder,“ rief er den Knappen zu, „die Burg ist unser!“

Dann wieder zu Ekbert gewendet, sagte er: „Wie kommst Du hieher, und in solcher Genossenschaft, sind das Deine Ritterzüge? Wisse, wenn nicht Gott meinen Arm entkräftet haben würde,

Deines Oheims Klinge hätte Deiner so wenig geschont, als jenes Schurken, der dort im Blute liegt. Mich und dreißig der Meinen wolltet Ihr im Burgverließe verhungern und verschmachten lassen. Gottlob, der allmächtige Gott lenkte es anders."

Bleich vor Schrecken entgegnete Ekbert: „Ihr seyd es guter Oheim selbst, ja ich erkenne Euch, aber was sagt Ihr vom Hungertod im Burgverließe, bei Gott, wir wußten gar nicht einmal, wo das Burgverließ der Veste ist, denn wir fanden keines."

„Es mag seyn, daß Du unschuldig hieran bist, aber sag, wie kommts, daß Du Genosse dieses Räuberzugs wurdest," fuhr Berthold fort.

„Auf dem Turnier in Nürnberg lernte ich Heinz kennen, er lud mich auf seine Burg. Um diese Zeit entspann sich wegen der Wildbahns-Gränze mit Rotheneck ein Streit, der in kleinen Fehden ausbrach und die Verhöhnung Heinzens zugleich zur Folge hatte. „Der Schuft soll Genugthuung auf meiner Veste holen," ließ Rotheneck ihm wissen und nun war Todtfeindschaft zwischen beiden geschworen.

Im offenen Kampfe wäre es Heinz nie gelungen, die feste Burg zu nehmen; Verrath mußte helfen, aber bei Gott! Heinzens Wille war es nicht, den Rothenecker ums Leben zu bringen, sondern ihn blos zu züchtigen, vielleicht auch sein Töchterchen als Weib heimzuführen; daß es anders gieng, war das Werk einer höhern Macht, so wie ich mir nie hätte träumen lassen, daß mein Oheim, der bekannte Weiberfeind, der Rächer des Fräuleins werde," erwiederte Ekbert.

In einer halben Stunde schon war auf der Burg alles übermannt, nur wenige widersetzten sich.

Feuerzeichen zeigten denen am Fuße des Berges, daß die Burg gewonnen sey, und hoch von der Warte flatterte die Fahne Wolfsteins. Das Burgthor öffnete sich, die Zugbrücke fiel nieder, und Bertha flog ihrem Ritter entgegen.

„Seyd mir herzlich gegrüßt in der älterlichen Veste,“ sagte sie, „Ihr habt sie und mich gerettet, nehmt beide, ich will Euer treues Weib werden, will Euch folgen auf Eure heimatliche Burg, hier, wo das Blut meines Vaters floß, kann ich nicht mehr weilen. Bertha wird Euch geben, was ihre Mutter Emma nicht geben konnte, Ihr braucht im Alter auch eine Pflege, und wer könnte Euch eine Bessere geben, als ein liebendes Weib!“

Berthold sah bei diesen Worten Bertha wie versteinert an, Thränen traten ihm in die Augen. „Nun Du warst das erste weibliche Wesen, das nach dem Tode meiner Amme meine Burg betrat, sollst deßhalb Burgfrau und meine Gattin werden.“ Zu seinem Neffen gewendet, sagte Berthold: „Du hast durch Deine Theilnahme an der räuberischen Hinwegnahme dieser Burg Deine Ansprüche auf meine Erbe verloren, da aber meine Bertha diese Burg nicht mehr will, und ich Besitzungen schon genug habe, so wollen wir sie Dir als Eigenthum abtreten, damit Du doch eine Entschädigung für Deinen Verlust bekommst.“

„Heute Nacht sollen Deine Genossen und ihre Gefährten im Burgverließe büßen, morgen Früh kannst Du ihnen ihre Freiheit ankündigen und sagen, daß Du jetzt Burgherr bist. Für Deine Belehnung auf die Besitzungen derselben werde ich beim Bischofe von Eichstädt Sorge tragen. Doch es ist spät in der Nacht, wir bedürfen der Ruhe, Knappen seyd indeß auf Eurer Hut und habt auf die Außenwerke Acht.“

Eben brummte vom fernen Klosterkirchthurme die Mitternachtstunde, die den Klostergeistlichen das Zeichen gab,*) als drei gewaltige Hammerschläge an das äußere Hauptthor erfolgten. Umsonst rief der Thürmer, „wer Einlaß begehre,“ es erfolgte keine Antwort. Morgens fand man eine förmliche Ladung der hei-

*) Uhren gab es damals noch keine, aber Nachts 12 Uhr wurde den Klostergeistlichen mit der Glocke ein Zeichen gegeben, sich im Chor einzufinden, was in manchen Klöstern wieder stattfindet.

ligen Fehme des Sualgau's*) am Thore angeschlagen und aus der großen Buche zunächst am Schlosse waren drei Spähne gehauen. Die Knappen, selbst Ekbert und Bertha waren im größten Schrecken, nur der Ritter nicht, wenn er gleich den Inhalt der Ladung nicht lesen konnte. Es wurde aus dem benachbarten Kloster ein Geistlicher geholt, der die Ladung las. Sie lautete an die jetzigen Inhaber der Burg Steinhorst: zu erscheinen Mitternacht am Kreuzwege auf der rothen Erde, und sich zu befreien von der Anklage des Doppelmordes, verübt an Wippo von Rotheneck und Berthold von Wolfstein.

Berthold konnte sich, als der Mönch zitternd diese Ladung vorlas, des Lächelns nicht erwehren. „Ich werde erscheinen," sagte er.

Um Mitternacht erschienen Berthold und Bertha, begleitet von mehreren Knappen auf dem bezeichneten Kreuzwege, wo bereits mehrere Schöppen warteten, die aber nichts weniger vermutheten, als daß man die Kühnheit habe, dieser Ladung Folge zu leisten.

Erschienen vor dem Freistuhle, erklärte sich Bertha sogleich für die Tochter des gefallenen Wippo, Berthold aber authentisirte sich durch ein geheimes Zeichen, das er einem Ritter gab, worauf sodann einstimmig das „Unschuldig" erfolgte.

Die Ritter besprachen sich, nachdem Bertha abgetreten war, noch längere Zeit mit Berthold, den sie schon für verloren gehalten hatten. Berthold war selbst Mitglied der Fehme in Franken.

Andern Tags wurde auf der Veste ein froher Tag gefeiert, an dem Freund und Feind versöhnt Antheil nahmen, auch dem Kloster und den Armen in den zum Schlosse gehörigen Dörfern wurden reiche Geschenke gemacht, so daß der Tag der ganzen Um-

*) Der „Sualgau" von dem Schwellflüßchen so zubenannt gränzt an das Riesgau. Die Grafen von Truhendingen waren die Gaugrafen des Sualgau's.

gegend zum Freudentage wurde, Berthold und Bertha feierten ihr Verlobungsfest, Ekbert aber wurde der gesammten Ritterschaft aus der Nachbarschaft als künftiger Herr der Burg Steinhorst vorgestellt.

Beim Abschiede schüttelte Berthold Ekberten die Hand, „wenn ich sterbe," sagte er, „so sey Du treuer Advokat des Witthums meiner Bertha." „Daran will ich zweifeln," erwiederte Ekbert, „eher werde ich ein treuer Vormund Euer Kinder, denn ich wette, wir beide schaukeln übers Jahr zu gleicher Zeit rüstige Buben."

Ekbert hatte Recht, aber Bertha gebar ihrem Berthold auch noch sieben Töchter, deren Versorgung er indeß noch erlebte. Seine Burg jedoch hatte hievon den Beinamen die Dirnenburg bekommen, wie sie früher die Burg des Weiberfeindes hieß.

Die Bilder.

Seyd nicht ungehalten, lieber Leser, freundliche Leserin, wenn ich Euch in das Burschenleben einer deutschen Hochschule, wenn ich Euch in eine Studentenwohnung einführe, namentlich lege du, liebe freundliche Leserin, das Buch, wenn du den Eingang liesest, nicht erröthend aus der Hand, fürchtend, es möchte etwas enthalten, was deine züchtige Sitte, dein schamhaftes Gefühl unangenehm berühren und beleidigen könnte.

Du darfst nicht sorgen, daß du dabei erröthen mußt, es ist ein Bild aus dem Studentenleben des vorigen Jahrhunderts und nicht des jetzigen, wo Tugend und Sittsamkeit sich gar oft scheu von dem Treiben der Studierenden wenden, und das physische und psychische Leben der Jünglinge entnervt wird.

Damals wurden dem Bacchus so gut Opfer gebracht, als jetzt, und herrschte ein burschikoser Sinn wohl noch stärker; nur daß er nicht um Rationalismus und Politik sich drehte, sondern lediglich nur um den Burschen-Comment, der jetzt letztern nur als Deckmantel dient.

Die Liebe spielte auch damals ihre allgewaltige Rolle, auch sie forderte Opfer, und wenn sie auch keine Venus-Urania war, die auf Erden wohl so selten ist, als ein vierblättriges Kleeblatt in einem ganzen Acker, so war sie, mit wenigen Ausnahmen, keine ausgelassene, Sittlichkeit und Tugend gänzlich aus den Augen lassende.

Der Jüngling und das Mädchen hüteten sich wohl, Zucht und Sitte zu verletzen, denn sie wußten zu gut, daß die Folgen den Endpunkt ihrer Vereinigung entfernen und sie beide unglücklich machen würden, es ward nicht allein des Mädchens guter Ruf, sondern auch des jungen Mannes Aussicht auf Anstellung getrübt; und es blieb ihm nichts anders übrig, als den Soldaten-Rock zu wählen, daher das damalige Sprichwort: ultima spes miles.

Dagegen tummelte sich der Student auf dem Fechtboden, der Reitbahn und an dem Commers-Tische herum, ein tüchtiger Schläger stand bei seinem Abschiede als bemooster Bursche in höherem Ansehen bei seinen Mitgenossen, als der, welcher das Doktor-Diplom durch Lösung der Preisfrage sich erworben hatte — auch ein Fehler und zwar ein großer.

Damals führte, wie gesagt, lediglich der Bursch-Comment das Regiment, dem alles huldigen mußte, wie wohl der Gott Bacchus noch nicht so in Anspruch genommen wurde, als es später auf Hochschulen der Fall war, wo von Manchem sprichwörtlich Gesundheit und Verstand vertrunken wurde.

Dem Fleißigen blieb daher noch immer Muße genug, den Wissenschaften obzuliegen, indem die Kneipe nicht einmal alle Abende, geschweige den ganzen Tag in Anspruch nahm.

* * *

Also lieber Leser, freundliche Leserin, ich führe euch hiemit in eine Studenten-Wohnung ein, erschrecket nicht vor den gewaltigen Haurappieren und Schlägern, womit die Wände geziert

sind, wendet Euch lieber seitwärts, wo ihr drei Bilder seht, die gegenwärtiger Erzählung den Stoff geben, sie sind vor Schmutz und Staub kaum kenntlich, doch zeigen einzelne Stellen derselben, daß sie von Neuem mögen schön gewesen seyn. Seht eines darunter, die Verehrung des Christus-Kindes durch die drei Weisen aus Morgenland vorstellend, aber ihr könnt freilich kaum unterscheiden, welcher von den dreien aus Lybien stammt, denn die Gesichter aller Drei sind schwarz.

Es ist gerade ein Abend des Spätsommers; der über die Stoppeln des bereits eingeerndteten Getreides herziehende Wind, der nicht mehr mit sanfter Kühle, wie die Hundstags-Winde, uns fächelt, rauscht in dem Rebenlaube des um die Fensterstäbe geschlungenen Weinstocks.

Zwei Studenten sitzen, gemüthlich wie es scheint, einen großen Humpen vor sich, im Hintergrunde, allein die Gemüthlichkeit scheint bei dem einen nur erzwungen zu sein; denn oftmals verfinstern sich seine Züge, zieht seine Stirne Runzeln, er zwingt sich, zu trinken, es mundet ihm aber der Wein nicht, so sehr er seinen Kameraden dazu einladet; er scheint Grüneberger zu trinken. „Ei so trink doch Trautmann, sey munter und guter Dinge,“ so sucht er, der selbst Aufmunterung brauchte, seinen Freund heiter zu machen. „Es ist heute vielleicht der letzte fidele Tag, den wir beide hier haben, bald verstäubt uns das ledige Verhängniß nach Ost und nach West. Das Geld, um das ich den Wein holen ließ, uns beide heute noch fidel zu machen, ist das letzte Geld, das ich von meinem Philister erpumpt habe, unter der Versicherung, daß meine längst erwarteten Wechsel mit der morgigen Post eintreffen werden, was aber der Fall nicht ist, ja ich fürchte vielmehr einen Brief zu bekommen, den ich wohl nicht hinter das Fenster stecken werde; die 300 Gulden für das Dokor-Graduiren sind als frühere Schulden verfluchten Manichäern in die Hände gefallen. Seit 4 Wochen pumpe ich

schon wieder alles, aber nirgends will bei mir die Kreide mehr angehen. Heute will ich mich noch munter trinken, deßhalb hab' ich dich zu mir kommen lassen."

„Armer Waller, mir geht es auch nicht besser," sagte der andere, „ich stecke beinahe in denselben Schuhen, auch ich habe wirklich eine Pechwoche, der finanzielle Himmel ist für mich ganz trüb und ich wüßte bei Gott nicht, wer ihn mir erheitern solle. Hast du denn gar nichts mehr, Waller, für den Herrn Vetter, daß der uns noch eine Weile hilft, bis Gott eine anderweitige Hülfe schickt?" „Ach gar nichts mehr," erwiderte dieser, „meine Uhr, mein Frack und meine Schnallen, die den Herrn Doktor an mir hätten zieren sollen, sind schon längst im Pfandhaus, ach ich habe gar nichts mehr, als die drei alten Scharteken hier" (auf die Tafeln zeigend), „die ich um 3 Thaler ersteigerte und für die mir wohl Niemand mehr Einen gibt.

„Waller, du herrlicher Mensch!" rief plötzlich Trautmann aus, indem er ihn an sich riß und mit ihm wie toll die Stube durchwalzte, „uns beiden ist ja geholfen! Ich habe einen göttlichen Einfall. Es ist ein fremder Studio da, ein fideles Haus, der soll und muß helfen; er gibt sich für einen Engländer aus und kauft um hohen Preis die Bilder, dann läßt sich wieder pumpen. Leb' wohl, auf baldiges Wiedersehen." Und damit stürmte er, nachdem er Waller'n die weitern Verhalts-Vorschriften in's Ohr geraunt und noch einen tiefen Zug aus dem Humpen gethan hatte, fort.

Statt Trautmann drängte sich ein anderes, Wallern nicht so liebes Gesicht, nämlich das des Hausherrn, zur Thüre herein. „Nun da gings lustig her, ich wollte mit meiner Hiobs-Botschaft die Herren nicht stören," fing dieser an; „die hinkt immer noch früh genug nach."

„Nun, wie steht's mit seinen Wechseln aus, nicht wahr, die sollen morgen kommen, ich glaube aber," fuhr er fort, in-

dem er Wallern einen Brief übergab, „die sind schon heute da, doch zweifle ich sehr, ob der Herr und ich damit zufrieden sind."

Waller überblickte den Brief und sagte dann gefaßt: „Leider! meiner Mutter sind die Gelder noch nicht eingegangen, nun gewiß ist immer" — „daß ich nichts bekomme, sauberer Herr," unterbrach ihn der Hausherr, ihm einen zweiten an ihn, den Hausherrn, addressirten Brief übergebend. Möchte der Herr mich noch länger an der Nase herumziehen, aber daraus wird nichts, — indeß bekomme ich auch nichts, so soll dem Herrn der Carcer auch nicht wohl bekommen."

Waller stand hiedurch verdutzt da, umsonst versuchte er Einwände und Ausflüchte, der Hausherr ließ sich durchaus nicht irre machen und blieb bei seiner Drohung mit dem Carcer.

Da riß Wallern Trautmann aus diesem mißlichen Zustande, indem er einen fremdgekleideten Herrn einführend, eintrat. „Dieser Herr," sagte er, „ist ein Kunstkenner, er reist im Auftrage eines reichen englischen Lords, um werthvoll Gemälde zu kaufen, und da habe ich ihn hieher geführt, weil ich weiß, daß Du Waller, solche besitzest."

Der saubere Herr Waller da, und werthvolle Gemälde!" sagte der Hausherr die Nase rümpfend zu sich, „wenn er welche gehabt hätte, die wären schon längst versilbert worden!"

„Der Fremde machte eine Kennermiene und prüfte die Gemälde genau; „die zwei," sagte er, „sind nicht viel werth, haben auch schon zu sehr gelitten, das mittlere nun, das wäre annehmbar, was soll das gelten?"

„Zweihundert Pfund hätte mein Freund da schon haben können," sagte Trautmann, „aber er gabs damals nicht und würde es auch jetzt nicht geben, wenn ihn nicht die Verhältnisse dazu zwängen, denn das Bild ist viel mehr werth."

„Wo denken Sie hin," erwiderte der Fremde, „das Bild ist keine hundertfünfzig Pfund werth, ja, wenn es nicht schon so

herabgekommen wäre. Indeß auf diese Summe will ich für meinen Herrn mich einlassen. „Der Hausherr stieß beide und flüsterte ihnen in die Ohren: „Losgeschlagen, um solchen Preis bringt Ihr's nie mehr an, wer weiß, wann wieder ein Engländer den Spleen bekommt, dieß Bild zu kaufen." „Um hundertundfünfzig Pfund gebe ich's nicht, aber, weil ich Geld brauche, wollen wir in Gottes Namen die andern fünfzig Pfund theilen, also um hundertundfünfundsiebenzig Pfund, wohlfeiler aber nicht." „Nun wohlan," sagte der Fremde, ihm einen Doppel-Louisd'or in die Hand drückend: „Das Bild gehört meinem Herrn, der in vierzehn Tagen selbst kommt und durch seinen Kassier Zahlung leisten läßt, aber in diesem Zimmer leidet das Bild immer mehr, haben Sie denn keinen bessern Platz dafür." Der Hausherr selbst über diese sonderbare Aenderung der Vermögens-Verhältnisse Waller's erfreut, zog sogleich milder gestimmte Saiten auf und erbot sich, dasselbe in einem geeigneten Zimmer aufzustellen und wohl zu verwahren. Als Trautmann und der Fremde sich entfernt hatten, fragte er Waller'n, warum er ihm denn von diesem Kunstschatze nicht früher Mittheilung gemacht habe, er würde sich hiedurch manches unliebe Verhältniß erspart haben.

Waller entgegnete, er habe wohl gewußt, daß das Gemälde einen hohen Kunstwerth habe, den hohen Preis aber habe Trautmann für sich lediglich selbst angegeben.

„Da Sie nun nichts verlieren," fuhr Waller zutraulich gemacht, fort, „indem mir nun über meine Schuld bei Ihnen doch noch tausend Thaler übrig bleiben, so ersuche ich Sie höflichst, mir noch einen Vorschuß von dreihundert Thalern zu reichen, damit ich mich neu kleiden, einen Ausflug zu meinem Oheim machen und auch ihn wieder gewinnen kann.

Der Hausherr schüttelte verneinend den Kopf. „Sie haben ja das werthvolle Bild als Pfand," fuhr Waller fort.

„Nun meinetwegen," sagte der Hausherr, „aber Sie müssen

mir verschreiben, daß ich das erste Forderungsrecht auf das Pfand habe und daß alle andern Gläubiger mit ihrem Guthaben zurücktreten müssen und sollten sie auch gerichtliche Schuldurkunden in Händen haben.

Waller willigte natürlich ein und die Sache war abgemacht.

Ein fröhliches Gelage, zu welchem Waller alle seine Freunde einlud, beschloß den früher traurigen Tag.

* * *

Es war ein neblichter Herbstabend des Jahres 1780. In einem Wirthshause der freien und Hansestadt Bremen saßen unter anderen der verschiedensten Stände und Klassen zwei Studenten. Wir erkennen in ihnen Waller'n und Trautmann.

„Nun heute wollen wir noch auf deutschem Boden fidel seyn, wollen deutsches Gebräue, eine Braunschweiger Mumme trinken, deren es hier eine so köstliche geben soll," sagte ersterer.

„Hast Recht," fiel letzterer ein, „wer weiß, ob wir nicht morgen schon in die See stechen, um uns vor Nachsetzungen und Amerika von den Engländern frei zu machen — wenigstens frei machen mit zu helfen. Uebrigens meinte ich, wir sollten uns zuerst um ein Schiff umsehen, mit welchem wir in die See stechen könnten, ehe wir uns hier gütlich thun — das Letzte ist uns doch immer gewiß. Wir haben uns ohnehin zu lang auf der Reise verzögert, wer weiß, ob dein Philister nicht mittler Weile von unserm Genie-Streiche Wind bekommen hat und uns durch Steckbriefe den Paß verrennen will."

„Ei," sagte Waller, indem er mit Trautmann anstieß und trank, „die Mumme ist wirklich köstlich, von der kann ich mich noch nicht trennen; weißt Du was, Einer macht weniger Aufsehen, als zwei. Sieh Du um ein Schiff und handle aus, das Geld darfst du nicht schonen, hä hä hä! außer den drei hundert Thalern von meinem Hausherrn habe ich noch weitere zwei hundert Thaler von den Manichäern erhalten, die mir das Geld, frei-

lich gegen hübsche Zinsabzüge, so zu sagen, aufdrangen. Der Hausherr hat vermuthlich einem guten Freunde unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Geschichte von seinem werthvollen Pfande anvertraut und sogleich ging sie und zwar vergrößert durch Aller Mund, so daß Leute, die mir früher keinen Groschen geborgt hätten, mich eines Besuches würdigten und mir, wenn ich Geld bedürfe, Darlehen anboten.

Wenn ich mit Betrügen umgehen könnte, ich wollte 3000 Thaler Schulden auf das Bild kontrahirt haben."

„Als ob unser Geniestreich mit dem Bilde gar kein Betrug gewesen wäre!" fiel Trautmann ein. „Indeß bleibe Du hier und trinke Dich warm, ich will indessen für Dich und Mich auf einem Schiffe nach Amerika um einen guten Platz sorgen."

Kaum war Trautmann fort, als ein Mann mit markirten Zügen, der Beide schon länger im Stillen beobachtet hatte, Wallern besser in's Gesicht faßte, doch bald darauf sich entfernte.

Waller war, wie wohl ganz allein an seinem Tische sitzend, bei seiner Mumme doch seelenvergnügt und träumte schon vom künftigen Schlaraffenleben in Amerika, als jener Mann wieder eintrat und sich vor ihn hinstellend sagte:

„Im Namen und im Auftrage eines ehrsamen Raths der freien und Hansestadt Bremen folgen Sie mir!"

Waller, wie aus den Wolken gefallen über diese Anrede, sagte: „Sie sind am Unrechten, was kann ein ehrsamer Rath von einem Fremden wollen, der vor einer Stunde das erste Mal das Weichbild dieser Stadt betreten hat."

„Der ehrsame Rath und ich," fuhr jener sich brüstend fort, „wissen gar wohl, daß Sie ein Fremder, aber auch wer Sie sind. Sie kommen mit und damit Punktum!"

Waller mußte folgen; im Rathhause angelangt, erstaunte er nicht wenig, als er dort sogleich in Verhaft genommen wurde,

und zugleich vernahm, daß man seinen Namen und Stand, sowie um den Betrug mit dem Bilde wisse.

Beide Flüchtige hatten sich auf der Reise zu wohl seyn lassen und zu lange gezögert, indem sie nicht glaubten, daß ihr Betrug sobald ans Tageslicht kommen und ihr Signalement in den Blättern ausgeschrieben würde.

Als nämlich nach vierzehn Tagen kein Engländer, um das Bild abzuholen, kam, auch der Oheim dem Hausherrn einen zweiten drohenden Brief schrieb, daß er den Taugenichts zur Heimreise veranlassen solle, indem für ihn auch nicht Ein Heller mehr gezahlt werde, mußte der Hausherr natürlich Betrug ahnen und die Ueberzeugung gewinnen, daß Waller mit dem Gelde, statt zum Oheim — in alle Welt sey, worauf der Hausherr Waller's Ausschreibung in den Blättern veranlaßte. Der Amtsdiener in Bremen hatte aus solchen richtig seinen Mann erkannt.

Statt einer Reise nach der s. g. neuen Welt in Gesellschaft Trautmann's mußte Waller die Rückreise nach der alten Universitäts-Stadt und zwar unter der unlieben Begleitung eines Dieners der Polizei antreten und statt künftigen Wohllebens und zu erringender Ehrenstellen in Amerika, stand im Vaterlande ihm, wo nicht der Pranger und das Zuchthaus, doch der unfreiwillige Soldatenrock bevor, welche Strafe noch die gelindeste gewesen wäre. Heut zu Tage, wo der Soldatenstand als Ehrenstand gilt, wäre ihm als Betrüger sogar dieß Loos nicht zu Theil geworden. Damals war aber noch das Werbsystem eingeführt und Stockstreiche wurden viel häufiger, als jetzt angewendet. Indeß Gott lenkte Wallers Schicksal unverhofft anders und zu seinem Besten. Die Veranlassung dazu war wirklich eine jener Schickungen Gottes, von denen man sagen muß, sie seyen der letzte Fingerzeig seiner Vaterhand, der letzte Beweis seiner Güte, um durch Wohlthaten die Menschen noch an sich zu ziehen, deren Leben bereits die härtesten Strafen verdient hätte.

Es sollte nämlich konstatirt werden, wie hoch der Betrug, den Waller und sein Genosse gespielt, sich belaufe und hiezu mußte vor Allem des Bildes Werth ermittelt werden. Zufällig kam gerade der Hofmaler der Residenz ins Städtchen.

Als ihm das Bild gezeigt wurde, sagte er, daß es allerdings einen hohen Werth haben möge, den er aber erst bestimmen könne, wenn er es vom Schmutze gereinigt habe.

Waller's Hausherr, auf dessen Kosten diese Reinigung vorgenommen wurde, die nicht weniger als vier Karolin betrug, hätte sich darüber die Haare ausreißen mögen und bedauerte jetzt, daß er es nicht beim alten Schaden habe gut seyn, und Waller in die weite Welt segeln lassen. Er glaubte nämlich, schon sey Alles verloren, was auch leicht hätte der Fall seyn können; aber siehe da, es stellte sich ein ganz anderes Facit heraus. Der Maler erklärte nämlich den Werth des Bildes, das ein Kunstwerk sey, auf 3000 Thaler, um welchen Preis er es für den fürstlichen Hof selbst nehme.

Dieser Ausspruch änderte die ganze Gestalt der Sache: Waller und Trautmann wurden von der Anschuldigung des Betrugs frei gesprochen, der Hausherr dagegen wurde in die Kosten der Untersuchung verurtheilt und sollte sogar noch Wallern Ehren-Entschädigung für die ihm zugefügte Unbill leisten.

Waller aber, vergnügt über die Wendung der Dinge, die er wirklich für eine Schickung Gottes ansah, stand vor der Ehrenentschädigungs-Forderung an den Hausherrn ab, ja er vergütete ihm die Gerichtskosten und bezahlte ihm auch sein Guthaben redlich bis zum letzten Heller, denn der Hausherr hatte dadurch, daß er Wallers Arretirung veranlaßt, gerade dessen künftiges Glück gegründet.

Waller blieb noch ein Jahr in seiner alten Wohnung, innerhalb welcher Zeit er die versäumten Collegien nachholte und sich ehrenvoll den Doktorhut erwarb. Daß er auch als ganz ver-

änderter Mensch die Verzeihung seiner Mutter und seines Onkels erhalten hatte und nun versöhnt in deren Arme zurückkehrte, versteht sich von selbst.

* * *

Der fürstliche Leibarzt, der geheime Hofrath von Waller, feierte sein silbernes Hochzeitsfest, zugleich das der Anstellung seines Sohnes und der Vermählung seiner Tochter. Es wurde in seinem Palais ein glänzender Ball gehalten.

Unter den zahlreichen Gästen befand sich auch ein ungeladener, ein französischer Offizier, der in Einquartirung da war.

Das lustige Treiben der jungen Welt gefiel in die Länge dem Hofrathe nicht mehr, er zog sich von diesem in sein Zimmer zurück, um bei einer Flasche alten Weins noch behaglich seine Abendpfeife zu rauchen, und lud hiezu auch den Offizier ein, dem, da ihm Alter und Wunden Falten in's Gesicht gezeichnet hatten, Tanz-Unterhaltung auch nicht mehr behagte.

Dieser leistete sogleich Folge und ließ sich's bei dem Hofrathe munden, zufällig fiel sein Blick auf drei schöne Bilder, die in goldenen Rahmen im Zimmer aufgehängt waren und wovon eines bekränzt war.

„Wie kommen Sie zu diesen Bildern, die ich kenne, ja die in mein Schicksal eingreifen und für mich von größter Wichtigkeit sind?“ fragte er erstaunt den Hofrath. „Sie können ihnen nicht wichtiger seyn, als mir,“ erwiederte der Hofrath, „sie gründeten mein Glück, vielmehr habe ich es einem davon, dem bekränzten zu danken, welches ich verkaufte, aber von meinem gnädigsten Fürsten wieder als Geschenk zurück erhielt; — doch wie steht Ihr Schicksal mit diesem Bilde in Verbindung, wenn ich fragen darf?“ fuhr er fort.

„Ein Geniestreich, den ich zu Gunsten eines Freundes mit diesen Bildern und namentlich mit dem nunmehr bekränzten Bilde machte, das sich nun aber in einem ganz andern,

bessern Zustande befindet, so daß ich es kaum mehr erkannte, brachte eben diesen meinen Freund in Untersuchung und mich, aber mittellos — nach Amerika. Nun, mein Unglück war es gerade nicht, wie wohl es mir lange genug hart ergangen ist und ich so den verübten Geniestreich schwer büßen mußte. Ohne den Geniestreich mit diesen Bildern aber wäre ich vielleicht in meinem Heimathlande ein schlecht bestallter Schulmeister mit vielen Kindern und kein französischer Major."

„Armer Waller," setzte er noch bei, „wie mag's wohl Dir ergangen seyn?"

„Besser noch," erwiderte der Hofrath, „denn sonst würde er keinen so glänzenden Ball geben wie der heutige. Herrn Major Trautmann," sagte er, den erstaunten Offizier umarmend, „grüßt und küßt hiemit sein Jugendfreund, der jetzige geheime Hofrath von Waller," und indem er ihn aus dem Zimmer in den Saal zog, rief er laut aus: „Musiker einen Tusch! Es lebe hoch der Herr Major Trautmann, der das freudige Kleeblatt des heutigen Tages vierblättrig machte, dem ich mein ganzes Lebensglück verdanke, denn ohne seinen Geniestreich wäre das schöne Bild, das mich glücklich machte, um einen Spottpreis in die Hand eines Trödlers spaziert und statt des jetzig geheimen Hofraths und fürstlichen Leibarztes von Waller wäre höchstens ein Dorfbader aus mir geworden."

Der Hänkelthaler.

Eine Räubergeschichte.

Am Todtenbette über die so eben dahingeschiedene Mutter, die Försterin Waldbauer, hingeneigt, kniete der Sohn, der Jägergehilfe Karl und seine dreizehn Jahre alte Schwester Bri-

gitte weinend; ach, die zwei Augen, die hier sich geschlossen, hatten ihnen zur Zeit auch alles Glück verschlossen! Was sollte aus den Beiden werden, selbst die Wohnung, im einsam stehenden Försterhause, in der sie geboren, mußten sie in Kurzem verlassen und sich im wahren Sinne des Wortes eine andere Heimath suchen.

Für Karln konnte es nicht fehlen, — er hatte die Jägerei und auch so ziemlich die Forstwirthschaft inne, — bei irgend einer Herrschaft ein Unterkommen zu finden, aber was mit der kleinen Brigitte machen? Wehmüthig schauten die Beiden zu dem höchsten Helfer in der Noth, ihn um Hülfe flehend, und ihre Bitte fand alsbald Erhörung.

Auf einem benachbarten Rittersitze, den eine deutsche Herrschaft jüngst erst erkaufte, welcher Karl eben seine Dienste anbot, war das Kindsmädchen plötzlich erkrankt; man war daher gerade in Verlegenheit, wo man einstweilen einen Ersatz für die Erkrankte bekommen könne, da die Bewohner der umliegenden Dörfer alle slavisch redeten und der deutschen Sprache nicht kundig waren, daher man aus den Töchteru derselben auch keine als Kindsmädchen für die Kinder der Herrschaft, die keine Sylbe slavisch verstanden, brauchen konnte.

Karl sah diese Erkrankung der Kindsmagd wirklich für eine Schickung Gottes an und ermangelte nicht, seine, wiewohl noch sehr junge, aber ganz zum Kindsmädchen passende Schwester zu empfehlen, die auch gerne angenommen und wenn auch später das frühere Kindsmädchen wieder genas, doch in ihrer Eigenschaft beibehalten und diese in einer anderen Diensteigenschaft verwendet wurde.

So war nun vorerst für Brigitten gesorgt, auch Karl glaubte in einem — in einem alten Schranke gefundenen — Briefe einen Weg zu seiner künftigen Versorgung gefunden zu haben.

Dieser Brief war nämlich von einem Bruder seines Vaters, einem königlichen Revierförster in Ungarn, von dessen Existenz er zwar wohl, aber von dessen Aufenthaltsorte er rein nichts wußte.

Karl Waldbauer verkaufte demnach den elterlichen Rücklaß, bis auf eine Doppelflinte, die er als werthvolles Andenken von seinem Vater behielt, und theilte den Erlös mit seiner Schwester, übergab vielmehr die ihr treffende Hälfte ihrer Dienstherrschaft zur Aufbewahrnng.

Nun begab er sich auf den Weg geradezu nach Ungarn. Die Reise ging ganz gut von Statten und er glaubte sich schon glücklich bald an Ort und Stelle, als ihm in der Nähe seines Reiseziels das Unglück noch ein Bein unterschlug, was ihn von seinem Ziele entfernte und wie wir hören werden, lange Zeit verfolgte.

Er befand sich in einem Wirthshause in Gesellschaft eines Mannes, der schon zwei Tage mit ihm einen und denselben Weg gemacht hatte und sich nichts weniger als in Geldverlegenheit befand, daher auch Waldbauer in ihn durchaus kein Mißtrauen setzte. Beide hatten sich bereits bei Essen und Trinken gütlich gethan, als der heute ganz gesprächige Fremde, der sich, wie es schien, absichtlich mit ihm an einen von den übrigen mit Gästen besetzten Tisch gesetzt hatte, zu ihm sagte, „Apropos, in diesem Wirthshause soll es einen köstlichen Ofner-Ausbruch geben, ein Handlungsdiener, der auf seinen Reisen öfters hier übernachtete, hat es mir gesagt. Machen wir uns nochmal einen guten Abend, denn morgen trennt uns ohnehin unser Reiseziel.“

„He da, Schwester,“ rief er der schlanken Kellnerin zu, „eine Flasche Ofner vom besten Ausbruch.“

„Herr, die kommt aber theuer,“ fiel die Kellerin ein.

„Und wenn sie einen Kronenthaler kostet, mir ist's gleich,“ sagte der Fremde laut, einen Kronenthaler auf den Tisch werfend.

Die Kellnerin brachte den Wein, und beide stachen die Flasche in Kurzem aus, „noch eine zweite,“ rief der Fremde, „aber das Licht brennt ja wie eine Grablampe, das muß ich putzen,“ allein er ging hiebei ungeschickt, wie es schien, zu Werke und löschte es aus.

Als die Kellnerin Wein und Licht brachte, stießen sie mit einander an und tranken beide jeder das letzte Glas vom alten Wein aus.

„Wie kommt das,“ fragte Waldbauer, „daß dieser Wein einen so starken Niederschlag in meinem Glase bildet, während das Deinige rein ist?„ „Ei Närrchen,“ antwortete der Fremde, „weil Dein Glas gerade das letzte war.“

Die Kellnerin, welche das Geld in Empfang nahm, stand seitwärts und fixirte den Fremden, dessen Benehmen ihr verdächtig schien, so reich er sich zeigte, ebenso schüttelte sie über den Satz im Weinglase den Kopf, nahm dasselbe, spühlte es aus und stellte es nun zurück, „auch mir fällt dieser Satz im Glase auf, so einer ist mir bei dieser Weinsorte noch nicht vorgekommen,“ sagte sie.

Waldbauer und der Fremde zwangen indeß die zweite Flasche nicht mehr, besonders fühlte sich Waldbauer vom Schlafe gequält. Da in dieser Gegend damals noch Betten für Fremde nicht gewöhnlich waren, so verlangte er Stroh und überließ sich dem Schlafe getrost.

Er schlief so fest, daß er, als es schon heller Tag war und die Stube gescheuert werden sollte, mit Gewalt geweckt werden mußte.

„Ja, was ist es denn mit Ihnen,“ sagte die Wirthin, „Sie sind ja eine vollkommene Schlafhaube, Ihr Reisekollege hat Sie schon wecken wollen, aber es nicht vermocht, er ist

daher vorangegangen und erwartet Sie im bestimmten Wirthshause in Preßburg."

Waldbauer war bei dieser Rede der Wirthin wie aus den Wolken gefallen und konnte sich ihren Sinn so wenig, wie seine Schlafsucht erklären, letztere schob er indeß auf den ihm ungewohnten Ofner-Wein, aber wie wurde ihm, als er zufällig in die Tasche nach seiner Börse griff und sie nicht fand, als ihm die Uhr und sogar das Gewehr mangelte und auch die Thaler und werthvollen Effekten aus dem Ranzen entwendet waren.

„Der schändliche Spitzbube," rief er aus, „er hat mich bestohlen, alle meine beste Habe ist fort."

„Sagte ich's nicht," fiel die Kellnerin ein, die sich von Mitleid gegen den Bestohlenen erfüllt fühlte, „mit dem Bodensatze in Eurem Weinglase ging es nicht richtig her, o hätte ich doch Wirth und Wirthin gleich darauf aufmerksam gemacht, das Licht ist nicht umsonst ausgelöscht worden."

Waldbauer fiel es nun wie Schuppen von den Augen.

Während Waldbauer so jammerte, winkte ihm ein Bettler, der an einem Tischchen saß und sich eine Kanne Wachholder schmecken ließ, zu sich:

„Du dauerst mich," sagte er, „daß Du jetzt auch Deine Wegzehrung erbetteln mußt, da Dir ein Schurke einen Schlaftrunk bereitet und Dich so schändlich bestohlen hat. Das mußt Du gleich bei Amt anzeigen, vielleicht kommt man dem Bösewicht auf die Spur, da trinke, daß Dir die Schlafsucht vergeht und lasse Dir Brod und Speck dazu schmecken, ich habe gestern durch die Wallfahrt einen guten Bettel gehabt, wie ich ihn vielleicht in Jahren nicht mehr habe, und da kann wohl auch ein Bettler wohlthätig seyn," fügte er bei.

Waldbauer ließ sich das Anerbieten des Bettlers gefallen und dieser ließ seine Kanne noch einmal einschenken.

Als Waldbauer Abschied nahm und seinen leicht gewordenen Jagdranzen um sich warf, drückte ihm der Bettler noch ein Paar Silberstücke in die Tasche, und sagte zu ihm: „So, damit Du doch nicht gleich betteln darfst, und wenn Du ins nächste Städchen kommst, so frage nach der Radgasse und der finstern Herberge; da wirst Du mich treffen, vielleicht weiß ich was Gutes für Dich; bis Du bei Amt fertig wirst, sitze ich schon wieder warm!“ —

Als Waldbauer aus der Schenkstube trat, folgte ihm die Kellnerin.

„Reiset glücklich,“ sagte sie, „Ihr dauert mich, daß Euch dieses Unglück und zwar in unserm Wirthshause getroffen hat, und Ihr, die Ihr früher hübsch Geld und Geldes werth bei Euch gehabt habt, nun so arm seyd als eine Kirchenmaus, und, das Betteln nicht gewohnt, ein Drahtzieher werden müßt, bis Ihr an das Ziel Euerer Reise gelangt. Geld habe ich keines und das meiner Dienstherrschaft darf ich nicht angreifen, aber“ sagte sie, „aus der dringendsten Noth soll Euch doch geholfen werden,“ und hiemit riß sie einen funkelnden Hänkelthaler von der Miederkette, „nehmt dieses Geldstück, es ist mein Eigenthum, zwar ein theures Angebinde meiner längstverstorbenen Ahnfrau, sie hat aber ausdrücklich beigefügt, wenn ich mich einmal in großer Noth befinde, oder Jemand in solcher wisse, so soll ich ihn hergeben, es werde mir Glück bringen. Ihr geht mich zwar von der Welt nichts an,“ fügte sie weinend bei, „aber ich weiß nicht, warum der armen Anka Euer Unglück gar so zu Herzen geht. Noch etwas,“ fuhr sie fort, „aus der dringendsten Geldnoth habe ich Euch geholfen, jetzt nehmt noch einen guten Rath mit auf die Reise,“ und hiemit ergriff sie seine Hand, „sprechet nicht in der finstern Herberge im Städtchen zu, wie Euch der Bettler angerathen, dort kehren nur Strolchen ein, die ist des Teufels Herberge, und reicht Ihr ihm einen Finger, so packt seine Kralle Euern Arm; nicht wahr, Ihr folgt

mir und kehrt dort nicht ein?“ Karl versprach es feierlich. „Nun noch Euren Namen?“ sagte die Kellnerin. „Karl Waldbauer, Förstersohn aus F...,“ erwiederte er, „und der Deine,“ fügte er bei, „Anka Ronnky, und nun gehabt Euch wohl!“ Und somit riß sie ihre von ihm festgedrückte Hand aus der seinen und hüpfte zur Thüre hinein.

Karl brachte seine Klage über den ihm zugefügten Diebstahl bei Amt vor, daselbst machte man ihm aber wenig Hoffnung zur Wiedererlangung seiner Habe. Allem Anscheine nach hieß es, ist Euer diebischer Reisegefährte, der Euch bestohlen, ein Glied jener weitverzweigten Räuberbande, die in dieser Umgegend zur Zeit ihr Unwesen treibt und auf die gerade gefahndet wird. Gelingt es, das Räubernest zu bekommen, dann könnt auch Ihr zu einem Theile Eures Gutes wieder gelangen, fragt selbst oder laßt nach einem halben Jahre anfragen.

Mit diesem traurigen amtlichen Trost schlich sich Waldbauer fort und erreichte bald das nächste Städtchen. Festen Willens, den Rath der ehrlichen Anka zu befolgen und der Verlockung des Bettlers nicht zu folgen, wanderte er durch das Thor, und sprach gleich im nächsten Gasthause zu. Nachdem er sich nun einigermaßen gelabt hatte, rüstete er sich wieder zur Weiterreise und hatte schon die Thürklinke in der Hand, als es ihm beifiel, doch nach dem nächsten Wege zu fragen.

„Gleich links da,“ sagte der Kellner, „dann die lange Radgasse hinunter, da gelangt ihr am nächsten zu dem Thore, das Euch Euren Weg weist, bleibt Ihr aber in der Hauptstraße, so habt Ihr eine gute Viertelstunde weiter.“

„Ich danke Euch schönstens,“ sagte Waldbauer, und sprang eilig die Stufen, die in das Gasthaus führten, hinab, da fühlte er das Hüpfen des Thalers in seiner Hosentasche und plötzlich fiel ihm die „Radgasse“ bei, in der das ihm von Anka verbotene Wirthshaus sich befand.

Wer weiß, wenn du die Viertelstunde Umweg nicht achtest, und auf der breiten Straße bleibest, da wärst du doch aller Versuchung enthoben, denn wie sagte doch die schmucke Anka, „reicht Ihr dem Teufel nur die Fingerspitze, so packt seine Kralle Euren Arm," sprach er zu sich selbst und hatte schon im Sinne, sich rechts zu wenden, als der Zeiger an der Uhr ihn anderen Sinnes machte, weil die vorgerückte Zeit ihn zur Eile mahnte. Eilig durchschritt er die ihm gezeigte Gasse und getraute sich gar nicht ein Haus anzusehen, fürchtend, es möchte die verpönte finstere Herberge seyn und der Bettler ihn sehen.

Da rief auf Einmal eine laute Stimme auf deutsch: „He da, Landsmann, wohin, daher kommt!" Schüchtern schaute er dahin, woher die Stimme kam, und erblickte einen Mann in Jägerkleidung am Fenster des Wirthshauses, der ihm winkte. Er glaubte nun nicht anders, als daß ein Bekannter von ihm in diesem Wirthshause sey.

Eben war er im Hausgange, als eine Gestalt mit geballter Faust an ihm vorüberhuschte, die Jemand Tod und Verrath schwur. —

Eilends trat er ein. Die dunkle Stube war mit Gästen überfüllt, wie Anka sie ihm beschrieben, und am Ofentische saßen einige Jäger, die sichs beim Weine wohl seyn ließen, und unter denen er den erkannte, der ihn hereingerufen. Er erblickte in ihm zwar ein bekanntes Gesicht, konnte sich aber doch nicht entsinnen, wer der Jäger sey.

„Da nimm Platz," sagte der Jäger, „am Ofen ist gerade noch einer für Dich übrig und laß Dirs schmecken. Du hast verdammt lange auf Dich warten lassen und wärst, wenn ich nicht zufällig Dich durchs Fenster gesehen hätte, an uns vorbei, wie ein blinder Hahn. Hast Du denn nicht unterm Thore gleich nach der finstern Herberge gefragt? Nicht wahr, Du wunderst Dich,

wie ich so geschwind meine Lumpen mit einer Jägerkleidung vertauscht habe? Hä, hä! Ich bin bald der und bald jener!"

Waldbauer erschrack bei den Worten des vermeintlichen Jägers. Dieser aber fuhr gegen seine Gefährten gewendet fort, „dieser ist der gute Bursche, dem es gestern im Wirthshause so übel mitgespielt worden ist. Das ist ein trefflicher Kerl, ein ganz brauchbares Subjekt, der schießen kann, wie nicht leicht einer, der wäre ganz recht für den Herrn Hauptmann. „Ich habe," fuhr er gegen Waldbauer gewendet fort, „Deinem Gespräche schon zugehört, das Du mit dem schwarzen — hier hielt er inne — Gaudiebe, der Dich besoffen gemacht und nachher bestohlen hat, gestern gehabt hast."

Lähmte der Schrecken so fast Waldbauers Zunge, so hielt ihn der Gedanke wieder aufrecht, daß der vermeintliche Bettler absichtlich von dem Herrn Hauptmann gestern in dieß Wirthshaus geschickt worden sey, vielleicht um Wilddieben oder gar jener Bande auf die Spur zu kommen.

„Wenn Du mir entsprichst," sagte der als Hauptmann titulirte größere der Jäger, ein breitschultriger Mann mit starkem Barte, „so sollst Du es gut haben. Vorerst will ich Dich probiren. Du, Jakob, geh mit ihm hinaus in den Garten und mache gleich an einer Scheiterbeuge eine Scheibe. Hier, Jäger, nimm meine Büchse und zeige Dich, ob Du so gewandt im Schießen, wie auf der Zunge bist."

Als Waldbauer abgetreten, sagte Einer der Jäger zum Hauptmann: „dießmal habt ihr aber keinen gar klugen Streich gemacht, daß Ihr dem schwarzen Minsky gedroht habt, Ihr müßt wirklich zu tief ins Glas gesehen haben, der Schwarze ist wahrlich ein Kerl, der mit dem leibhaften Schwarzen einen Bund hat und den man fürchten muß; die elende Büchse ist nicht werth, daß sie Euch beide entzweit hat."

„Genug," erwiderte der andere, „ich kann keinen Wider-

spruch leiden und die Auswahl eines Räubers gehört mir, auch war es gegen meinen Willen, daß der schwarze Minsky es den Reisenden so gar arg macht, wie ers dem Jäger da mitgespielt hat."

Während die beiden noch sprachen, führte der angebliche Jäger, den wir nach seinem Taufnamen Jakob nennen wollen, unser Waldbauer triumphirend herein. „Er hat sein Wort gelöst," rief er aus, „so gut ins Schwarze getroffen, daß ich meine Faust nicht durch die Scheibe als Ziel hätte hinausstecken mögen."

„Hätte ich meine eigene Büchse gehabt," fiel Waldbauer ein, „so wäre mir auch der Punkt gewiß gewesen."

„Komm nur mit mir," sagte der Hauptmann, „das Weitere machen wir wo anders aus, vorerst aber wärme Dich noch am Ofen und laß Dirs wohl seyn, und Du Jaroslaw, so rief er dem Hausknechte, gib ihm die Wildschur aus dem Ranzen, es wird heute Nacht kalt und wir haben noch eine gute Strecke Weges."

Waldbauer ließ sich den von seinem neuen Herrn ihm vorgesetzten Wein schmecken, und hätte es sich nicht träumen lassen, daß er unter Räubern sich befand, die sich auf sein ihm geraubtes Geld wohl seyn ließen.

Eben stieß der Hauptmann mit ihm an, als er einen brennenden Schmerz in der Seite fühlte, er kam von dem Thaler her, dessen Metall die Hitze des Ofens angezogen hatte, „was ist denn das," sagte er vor sich hin und schob den heißen Thaler in die andere Seitentasche.

Bald darauf brach man auf, die Wirthin strich vergnügt die zwei funkelnden Thaler ein, die der Herr Hauptmann ihr hinzählte. „Ach solche hatte ich vorgestern auch," seufzt Waldbauer vor sich hin.

Der Zug ging durch einen tiefen Wald, worin der Haupt-

mann, wie Waldbauer meinte, sein Jagdschloß hatte, allein er fand sich bald bitter getäuscht.

An einer elenden Hütte im Walde wurde gehalten, gellende Pfiffe, die sich antworteten, waren die Zeichen der Rückkunft des Hauptmanns — der Räuberbande.

Die Glieder derselben versammelten sich um ihn und erstatteten einzelne Rapporte von ihren Unternehmungen und Streichen, namentlich aber auch davon, daß Militär gegen sie aufgeboten werde und sie bald einen harten Strauß bekommen.

„Ist der schwarze Minsky inzwischen nicht gekommen,“ fragte der Hauptmann, was verneinend beantwortet wurde, „der Trotzkopf,“ sagte der Hauptmann für sich, „fast gereut es mich doch, ihn so in Hitze gebracht zu haben, sein Verlust wäre der Bande kein geringer Schaden, denn einen abgefeimteren Spitzbuben als ihn gibt es nicht, auch weiß er alle Wege und Schliche.“

Als der Hauptmann mit seinen übrigen Leuten fertig war, wandte er sich an Waldbauer.

„Ich bin kein Hauptmann vom Militär und wir sind keine eigentlichen Jäger, wie Du siehst, aber wir üben das Naturrecht aus, wir schießen, was uns gefällt, und hat einer mehr als wir, so theilen wir uns in seinen Ueberfluß und das mit Recht. Mag man uns auch Räuber nennen, was kümmerts uns! Du bist ein guter Schütze und daher für uns ein brauchbares Subjekt, da, nimm diese Büchse, die ich einem Strolchen abgehandelt habe, sie soll gut seyn, und brauche sie gut, zu unserm und Deinem Nutzen. Du bist jetzt der unsrige, entweichen kannst Du uns nicht mehr und was Du gegen uns thust, thust Du lediglich Dir selbst zum Schaden. Lasse Dir heute wohl seyn, morgen wirst du in Pflicht und Schwur genommen werden.

Zitterte Waldbauer bei dieser Rede wie ein Espenblatt, da

Anka's Warnung sich nur zu gut erfüllt hatte, so durchdrang ihn anderer Seits wieder warm die Freude, gerade das Werthvollste des an ihm verübten Raubes, seinen ihm so theuren väterlichen Stutzen, den er längst verloren geglaubt, wieder in die Hand bekommen zu haben.

War er nun wider Willen Räuber, so hegte er doch noch Hoffnung aufs Entkommen, deßwegen machte er zum bösen Spiele gute Miene.

In der Hütte wurde er von seinen neuen Genossen aufs Freundschaftlichste empfangen; ihrer zwanzig derselben lagen umher und einige Weibspersonen bedienten sie mit Speise und Branntwein. Eine junge Dirne zog den schönen Mann gleich zu sich und bereitete ihm ein warmes Lager, während ihre Mutter für ihn ein Huhn am Spieße bratete, unter dem ein brennender Holzstamm sich drehte, der von außen wechselsweise bewegt wurde.

Verwundert schaute Waldbauer die ganze Scene an und gefiel sich in dem neuen Leben wirklich, wiewohl er denken konnte, daß die Kehrseite desselben mit allen möglichen Beschwerlichkeiten und steter Gefahr verbunden sey; ein paar Tage, kannst du ja so mitmachen, dachte er sich.

Nachdem er sich Essen und Trinken sehr wohl hatte schmecken lassen, überfiel ihn ein fester Schlaf, aus dem ihn, wie seine Kameraden, erst am Morgen ein helles Pfeifen weckte.

„Was gibt es?“ fragte der Hauptmann. „Der schwarze Minsky ist angekommen, er sieht sehr verstört aus und will den Hauptmann dringend sprechen,“ hieß es.

„Er soll gleich herein kommen,“ sagte der Hauptmann, „ihr andern entfernt euch einstweilen.“

Alles verließ die Hütte. Der Genannte, ein untersetzter Kerl mit zottigen Haaren und schwarzen Barte, fast dem diebischen Reisegenossen Waldbauers ähnlich, trat ein.

„Nun was bringst Du Neues,“ fragte der Hauptmann. „Nichts Gutes, Hauptmann, sagte Minsky, „sonst würdet Ihr mich so bald nicht gesehen haben, nachdem was sich gestern zwischen uns beiden ereignete, aber die Gefahr hat die Feindschaft schnell gehoben.“

„Was ist's denn,“ fragte der Hauptmann weiter.

„Nichts weiter, als daß wir von Militär umzingelt sind und uns durchzuschlagen haben,“ entgegnete Minsky ganz gelassen.

„Und das sagst Du mit solchem Tone, als ob gar nichts dahinter wäre,“ fuhr der Hauptmann fort, „weist Du einen Ausweg?“

„Ja, den durch die Tannenhülle; ist er versperrt, so öffnen unsere Kugeln uns den Ausweg, haben wir ja jetzt einen guten Schützen und einen besonders guten Stutzen,“ fuhr Minsky ironisch fort.

Der Hauptmann fühlte die Stichelei wohl, doch traf er Anstalt zum Aufbruche. Die ganze Bande, selbst die Weiber nicht ausgenommen, rüsteten sich alsbald darzu und zogen ab. Minsky machte den Schluß.

Waldbauer mußte wegen eines natürlichen Bedürfnisses abseit gehen, da hörte er Minsky nachkommen und mit sich selbst sprechen: „der geht schön in die Falle, wenn sie sich nicht ergeben, lebendig kommt keiner mehr aus der Tannenhülle, denn sie ist oben und unten zugleich besetzt, die obern lassen sie in die Falle und umzingeln sie; der Teufelsstein soll ihnen zum Teufelsmahle werden.“ Bravo, Hauptmann, die Büchse kommt Dich theuer und ich habe einen guten Tausch gemacht, denn ich bekomme baare vierhundert Thaler und kann wieder wohin ich will. Heißt der Hauptmann gleich „Fuchs“, so ließ er sich doch täuschen; nun, kluge Mäuse fängt man ja auch!“

Waldbauer standen die Haare zu Berge als er dieß Selbstgespräch vernahm.

Was sollte er nun thun, dem Hauptmann, was er gehört, sogleich hinterbringen, schien ihm das Räthlichste, aber wird er mir glauben? mir, der noch nicht vergelübdet ist, gegen ein altes Glied seiner Bande? überlegte er mit sich selbst; doch suchte er in die Nähe des Hauptmannes zu kommen und vertraute ihm, was er gehört.

Anfangs wollte derselbe seiner Rede kein Zutrauen schenken; als er aber des Teufelsteins erwähnte, von dem Waldbauer doch nichts wissen konnte, sagte er; „Ich glaube Deiner Rede, mein Dank soll Dir nachher werden und damit du siehst, daß ich Deinen Worten traue," und hiemit that er einen lauten Pfiff.

„Umgekehrt meine Kameraden," rief er, „ich habe mich anders besonnen, ich halte es für zweckmäßiger, statt durch die enge Tannenhülle, wo nur einer nach dem andern gehen kann, gerade durch den Luchswinkel uns durchzuschlagen, dort sehen wir doch vorerst, wie viele wir vor uns haben." Gesagt, gethan; der ganze Troß wendete nun links durch eine Waldlichtung. Auf Einmal fiel hinter ihnen ein Schuß.

„Gewiß eine Losung," sagte Waldbauer zum Hauptmanne, dessen Seite er nicht verlassen hatte.

„Was soll das seyn?" fragte der Hauptmann.

„Nichts," erwiderte der schwarze Minsky, „ich bin aus Zufall an mein Flintenschloß gestoßen und da ging der Schuß los."

„So, sonst nichts elender Verräther," donnerte ihn der Hauptmann an, „meinst Du, ich wisse nicht, daß dieß ein Signal war, daß wir unsern Weg geändert haben? Da hast Du deinen Lohn von mir, damit Du keinen andern mehr brauchst!" und somit stieß er ihm den Dolch in die Brust; röchelnd sank der schwarze Minsky zusammen.

„Hauptmann, was habt Ihr gethan," sagte der rothe Jakob. „Was ich Dir nicht zu verantworten schuldig bin," entgegnete der Hauptmann.

Die Bande hatte glücklich die Halde erreicht, da gewahrte man unten einen einzelnen Posten.

„Nun zeige Deine Kunst und putze den weg,“ sagte zu Karln der Hauptmann. „Soll gleich geschehen,“ antwortete dieser und verlor sich ins Dickicht.

Alles glaubte, daß er hier Posten fassen und mit seiner Büchse den Posten unschädlich machen werde. Er hatte es auch im Sinne und schon den Hahn gespannt, als ihm zufällig einfiel, ob er den Hänkelthaler noch habe und ihm derselbe nicht auch in der Hütte während seines festen Schlafes entwendet worden sey. Er setzte mit dem Stutzen wieder ab und fuhr mechanisch nach der Tasche. Der Hänkelthaler war darin.

War das nicht eine Warnung, dachte er sich, die mich, als ich eben den Posten erschießen wollte, nach dem Hänkelthaler erinnerte. Richtig, das war meines heiligen Schutzengels Warnung, denn mit dem Leben dieses Soldaten beraube ich auch mich der Möglichkeit des Rücktritts in die menschliche Gesellschaft. Das Räuberleben ist fortan und der Tod am Galgen mein einstiges gewisses Loos. Kann ich den Posten nicht auf eine andere Weise unschädlich machen? Richtig, sagte er, und nicht lange darauf, als der Posten seitwärts schaute, sprang Karl aus dem Gebüsche auf ihn zu, sein nervigter Arm packte den Soldaten zugleich an Hals und Brust, warf ihn nieder und schleuderte dessen Gewehr und Säbel weit von sich.

„Du bist des Todes, wenn Du nur einen Laut von Dir gibst,“ sagte er zum Soldaten, „folge mir!“ und somit winkte er der Bande, die den Abhang niederstieg.

Man nahm den Weg querfeld wieder in den Wald, den Soldaten mit verbundenen Augen in der Mitte. Kein Verfolger ließ sich sehen, erst später vernahm man Pferdehufschlag. Bereits gegen Mittag war der zweite Aufenthaltsort der Räuber erreicht, eine geräumige Höhle; die zugleich noch einen Ausgang hatte,

durch die man kriechen mußte, was aber gerade die Verfolgung hinderte.

„Warum hast Du dem Soldaten nicht mit Deiner Büchse das Lebenslicht ausgeblasen, wie ich Dir befohlen," fragte Karln der Hauptmann.

„Mit Nichten, Herr Hauptmann, das habt Ihr mir nicht befohlen, Ihr habt mir befohlen, den Posten wegzuputzen, das wie habt Ihr mir überlassen. Ich fand es klüger, dieß mit dem Arme zu vollstrecken, als durch einen Schuß seinen Kameraden ein Signal zu geben, wo wir sind. Ich glaube Euch und die Bande gerettet zu haben," fuhr er fort, „und in Folge dessen bitte ich für das Leben dieses Mannes, der mein Gefangener ist. Wohin soll ich ihn bringen?"

„Wohlan, so führe ihn die Halde dort seitwärts kreuz und quer, den Weg gegen eine Mühle zu, die Du von ferne sehen wirst, dort binde ihn los und heiß ihn fortgehen, und zwar gerade den entgegengesetzten Weg, daß er die ersten drei Tage seine Gefährten nicht mehr findet, und wenn er umschaut, so jagst Du ihm eine Kugel durch den Kopf, hörst Du! Außen an der Halde bleibst Du stehen, bis Du abgelöst wirst, gewahrst Du Gefahr, so thue sie uns durch Signalschüsse kund."

Karl that, wie ihm geheißen, und empfahl dem Soldaten, als er ihn losgebunden, ja nicht umzuschauen, indem er ihn sonst erschießen müsse. „Lebe wohl und gedenke meiner," sagte er zu ihm, „wisse, mir hast Du und hat Dein Kaiser Dein Leben zu danken, hätte ich mit der Büchse Dich unschädlich gemacht, so würdest Du wenige Minuten mehr gelebt haben. Sollst Du mir, der ich nur ein gezwungener Räuber bin, einen Gegendienst erweisen können, so wirst Du auch wissen, was Du als Christ zu thun hast."

Der Soldat dankte ihm und ging seines Weges weiter. Karl aber blieb eine Stunde lang am Eingange zum Walde stehen, der

Nordwind pfiff eisig daher, er zitterte vor Frost und unwillkürlich hüpfte der Hänkelthaler in seiner Hosentasche und zugleich ließ sich in der Nähe der Schall einer Gebetglocke hören.

„Halt, das ist eine Mahnung," sagte er, „der muß ich folgen, ich habe den Räubern noch keine Treue geschworen kann also überall hin und was das beste ist, meine Büchse habe ich ja wieder, mag auch das Uebrige zum *** gegangen seyn. Aber halt, sagte er, die Räuber haben lange Hände, entferne ich mich so — so halten sie mich für einen Spionen und dann Gnade mir Gott!"

Er nahm eine Bleifeder und schrieb mit vom Froste starren Fingern auf ein Blatt Papier:

„Herr Hauptmann!

Ihr habt mich nicht ablösen lassen, übrigens bindet mich auch noch nicht Wort und Eid, deßwegen verlasse ich meinen Posten und Euch, da ich durchaus keinen Beruf fühle, ein Räuber zu werden und den Lohn des Räuberlebens zu empfangen. Einen Verrath dürft ihr indeß von mir nicht befürchten, dieß beschwöre ich Euch K. W."

Diesen Zettel befestigte er mittelst einer Stecknadel an die an der Spitze des Waldes stehende Eiche, daß er Jedermann ins Auge fallen mußte und eilte mit schnellen Schritten jener Gegend zu, woher der Schall der Gebetglocke geklungen.

In einer halben Stunde hatte er bereits, ehe noch die Nacht einbrach, ein Dorf erreicht, in dessen Wirthshaus er sogleich einsprach, und gut zu essen und zu trinken, sowie ein Nachtlager begehrte. Dabei warf er den Hänkelthaler auf den Tisch.

„Ei, das ist ein schönes Stück Geld," sagte die Wirthin, „ein Hänkelthaler mit der Mutter Gottes! Schade, daß Ihr Euch von dem trennen müßt."

„Freilich Schade, aber im Dorfe N. haben sie mir mein Geld und meine besten Kleider genommen, den Hänkelthaler habe ich

zum Glück eingenäht gehabt; nun es ist nicht mehr weit in die Försterei des Grafen S. zu meinem Vetter."

„Der Förster Waldbauer wäre Euer Vetter, nun der kehrt öfters bei uns ein, wenn er in die Stadt reist, und bis zu dessen Försterei sinds kaum noch vier Stunden. Der Hänfelthaler ist Euch nicht verloren, den hebe ich Euch auf, und wenn Ihr wieder hieher kommt, könnt Ihr ihn zu jeder Stunde haben."

Karl ließ sich Essen und Trinken schmecken; die gefällige Wirthin nahm an seiner Seite Platz und ließ sich die Geschichte seines Unfalls erzählen. Als er damit fertig war und ihr auch den diebischen Reisegefährten genau beschrieben hatte, sagte sie: „und das Amt hat Euch nicht gleich bekannt gegeben, wer Euch bestohlen, die Herren im Amte müssen kurzsichtig seyn, der ganzen Beschreibung nach war der, welcher Euch bestohlen, kein anderer als der Erzgauner, der schwarze Minsky."

„Nun, der hat dafür seinen Lohn bekommen," platzte Karl heraus, „diesen Vormittag hat ihn sein eigner Hauptmann als Verräther niedergestoßen."

„Ei! wer hat Euch das gesagt," fragte die Wirthin und als sie sah, daß Karl bei dieser Frage im Gesichte roth wurde, fuhr sie fort, „das möchte ich Euch nicht nachsagen, ich könnte im Amte es bezeugen müssen." Absichtlich schonte sie seiner und lenkte das Gespräch auf seine Eltern und seiner Verwandschaft mit dem Förster.

Karl nahm Tags darauf von der freundlichen Wirthin herzlichen Abschied, die ihm ein großes Stück Geld, als noch vom Hänfelthaler heraustreffend in die Hand drückte, ihn ersuchte, seinen Vetter von ihr schönstens zu grüßen und wenn ihn der Weg in die Stadt treffe, bei ihr einzusprechen; den Hänfelthaler könne er auslösen, wann er wolle.

Karl fand bei seinem Oheim die freundlichste Aufnahme,

denn sagte dieser: „Kann ich in Dir auch nicht den Sohn eines geliebten Bruders, (wir beide konnten uns von Jugend auf nicht leiden) umarmen, so umarme ich in Dir einen Enkel meines leiblichen geliebten Vaters. Für Deine Unterkunft will ich bald sorgen, indessen betrachte mein Haus als das elterliche."

Karl theilte ihm seine ganze Geschichte haarklein mit und verschwieg auch nicht das Mindeste.

„Da kannst Du von gutem Glücke sagen," sagte der Oheim, „daß Dich Dein Schutzgeist des Teufels Banden so geschwind entrissen hat, welcher Schrecken für mich, welche Schande für unser Haus, wenn ein Waldbauer, mein leiblicher Vetter, am Galgen hätte enden müssen."

Karl war bereits einige Monate bei seinem Oheim und demselben ein treuer fleißiger Forstgehülfe.

Eines Nachmittags wehte der Wind im Walde ein Blatt Papier daher. Aus zufälliger Neugier hob es Karl auf und wie erstaunte er nicht, als er seine eigene Schriftzüge darauf, als er es für dasselbe, für jenes Billet an den Räuberhauptmann erkannte, das er an der Eiche befestigt hatte. Er steckte es zu sich und erzählte Abends seinem Oheim von dem sonderbaren Funde.

Dieser sagte: „da kannst Du wieder lediglich Deinem Schutzengel danken, der dieses Papier, das gegen Dich sprechend gezeugt haben würde, in Deine Hände geliefert hat; wie, laß es mich sehen. Karl reichte es ihm, der Oheim hob es alsbald ans Licht und ließ es in Flammen auflodern.

„So, sagte er, „jetzt ist dieser Beweis gegen Dich vertilgt, aber," fügte er bei: Für Dich ist jetzt kein Bleibens mehr hier, denn ich fürchte die Räuber sind Dir auf der Spur, wie käme das Papier sonst in unsere Waldung."

Der Oheim hatte Recht, ein paar Tage darauf wurde er vor Amt geladen.

Dort fragte man ihn genau über die Herkunft und den Leu-

mund seines neuen Jagdgehilfen und als er über beides die beste Auskunft gab, und überhaupt als ein treuer Diener des Grafen bekannt war, vertraute man ihn mit der Ursache seiner Einvernahme. Zurückgekehrt in die heimathliche Försterwohnung, sagte er zu Karl: „Meine Ahndung bat mich nicht betrogen, die Räuber sind Dir auf der Spur, man hat einen davon aufgegriffen und in ihm gerade einen der gefährlichsten der Bande, den rothen Jakob, erkannt."

„Was, den rothen Jakob?" fiel Karl ein.

„Er hat auch bereits eingestanden und auch mehrere Mitgenossen bekannt, fuhr er fort, z. B. auch den leiblichen Neffen des gräflichen Revierförsters, dieser sey auch ein Glied der Bande und ihm habe der Hauptmann seine und der Bande Rettung zu verdanken, als sie schon eingeschlossen und verrathen gewesen sey.

Karl wurde über und über roth und sagte: „Ist es möglich, so etwas sagt der schändliche Kerl über mich bei Amte aus, ist's nicht genug, daß er mich unter die Räuber brachte, will er mich auch an den Galgen bringen."

„Wenn Du so zu Werke gehst," wendete der Oheim ein, „wird alles wieder verdorben werden, was ich bei Amte für dich gut gemacht habe. Du mußt Dir Dein Herz zusammennehmen und Dich ja nicht verrathen, fest darauf bestehen, daß Du davon nichts wissest, daß Du gar nicht in die finstere Herberge gekommen seyst, daß Du den rothen Jakob gar nicht kennst, und dieß mußt Du ihm auch steif ins Gesicht behaupten. Selbst von Deiner Büchse weißt Du nichts weiteres. Der Zettel ist zerrissen und die Büchse will ich schon einstweilen so verbergen, daß sie Niemand finden und erkennen soll."

Ein paar Tage darauf wurde wirklich Karl vor Amt geladen und über des rothen Jakobs Aussage zu Protokoll vernommen; die Bürgschaft seines Oheims hatte für Karln das Wort

gesprochen, sonst würde er gleich auch in Verwahr genommen worden seyn.

Karl blieb bei seiner Aussage, daß er von Allem nichts wisse und das Ganze als schändliche Verläumdung ansehe. Endlich wurde er mit dem rothen Jakob konfrontirt, dieser bot alle Mittel auf, ihn aus seiner Beharrlichkeit zu bringen, aber umsonst; Karl blieb sich gleich.

„Nun Bube," sagte der Räuber, „weil Du Dich so verstellen kannst, so will ich Dich mit der eignen Schrift überweisen."

„Heraus damit," rief Karl, denn er wußte, daß die Schrift nicht mehr existire.

Der Räuber suchte in allen Taschen, er konnte sie aber natürlich nicht finden.

Zusammengedonnert von dem Mißlingen seines Planes, sagte er: „Es ist ein Gott, ihn (Karl) wollte ich vernichten, und ich fiel selbst in die Grube, es geht mir wie meinem Kameraden, dem schwarzen Minsky, wir haben dieses Menschen Unglück und dadurch lediglich das unsrige herbeigeführt. Lasset mich beichten, ich will noch als Christ sterben.

„Der Mensch muß eine fixe Idee haben oder ich muß wirklich einem, der da lebet, so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern," sagte Karl.

Die Richter gaben ihm Recht und entließen ihn, der rothe Jakob aber wurde wieder in sein Gefängniß abgeführt.

Eben rüstete sich Karl zur Abreise, als ein Kapuziner nach ihm fragte und ihn ersuchte, mit ihm in ein Zimmer abseits zu gehen.

Dort erzählte er ihm, daß er soeben vom rothen Jakob komme, den er Beichte gehört und der ihn doch um Christi Willen bitte, ihm zu verzeihen, daß er allein schuld daran sey, daß Karl bestohlen und ein Räuber wurde, und daß er ihn sogar an den Galgen habe bringen wollen.

„Ich verzeihe dem Kerl Alles,“ sagte Karl, der selbst dem Pater Kapuziner nicht traute, — „denn er hat ja mir nichts gethan, er soll den um Verzeihung bitten, dem er Uebles angethan hat.“

„Ich sehe wohl,“ fuhr der Kapuziner fort, „Ihr habt kein Zutrauen in mich und glaubt, wenn Ihr mir etwas zugeständet, Euch zu schaden. Ich würde auch gar nicht in Euch dringen, allein das Seelenheil des Delinquenten liegt mir als Seelsorger auf dem Herzen, Gottes Gnade ist groß und wenn der Bösewicht seine Sünden ernstlich bereuet, so kann ihm bei Gott Verzeihung werden. Zur Erweckung dieser ernstlichen Reue ist aber erforderlich, daß ihm der Beweis geliefert wird, daß Gott, die ihm vertrauen, nicht verlasse, während die, welche sich dem Satan ergeben, von ihm selbst in ihr Unglück geführt werden.“

„Seht mein Haupt, das nur wenig Haare mehr zählt, meinen weißen Bart, der mir bis an den Gürtel reicht. Ich schwöre Euch bei der allerheiligsten Dreieinigkeit, daß alles, was Ihr mir anvertrauen werdet, verschwiegen bleiben und nie einen Beweis gegen Euch liefern soll.“

„Sagt mir doch, wie war es möglich, daß Ihr mit eiserner Stirne diesem verschlagenen Bösewicht jede Bekanntschaft mit ihm ins Gesicht ableugnen konntet, ja, daß Ihr als er den von Euch an den Hauptmann eigenhändig geschriebenen Zettel als Beweis gegen Euch aufführte — auf dessen Vorzeigung dranget, während Ihr doch gewiß wissen mußtet, daß Ihr den Zettel geschrieben habt, von dem Verluste desselben aber keine Kunde haben konntet.“

„Nun, hochwürdiger Herr, weil Ihr mir bei der allerheiligsten Dreieinigkeit Verschwiegenheit zugeschworen, so wisset denn, daß ich allerdings wußte, daß der Zettel nicht als Beweis gegen mich dienen könne, weil ihn Gott durch einen Zufall vor einigen

Tagen erst mir selbst im Walde zuspielte und dieser Zettel vernichtet ist.“

Nunmehr erzählte er dem frommen Vater die ganze Geschichte, verschwieg auch die Mahnungen seines Schutzgeistes durch den Hänkelthaler nicht.

„Fahre so fort,“ sprach der Geistliche, „und Gottes Segen wird fortdauernd bei Dir seyn, und denke jeder Zeit an das Sprichwort: Reichst Du dem Satan eine Fingerspitze, so ergreift seine Kralle Deinen Arm, von welchem Sprichworte Du bezüglich seiner Wahrheit jetzt schon genug Erfahrung gemacht hast.“

Karl schwur in des Priesters Hand, daß er dem rothen Jakob alle Unbill, die er ihm wirklich angethan oder habe anthun wollen, von Herzen verzeihe und wünsche, daß wenn er auch schlecht auf dieser Erde gelebt, als ein reuiger Sünder nach dem Ausspruche des Weltheilandes: „Ich will nicht, daß der Sünder sterbe, sondern daß er sich bekehre und lebe,“ in jener Welt, statt einer ewigen Strafe, in Folge seiner ernstlichen Buße Verzeihung finden werde.

Auf der Heimreise ermangelte Karl nicht, bei der gefälligen Wirthin, wo er einsprach, den Hänkelthaler auszulösen.

Nicht lange nach seiner Heimkehr wurde ihm ein Platz als Jäger bei dem Grafen Tolekŋ bis in Siebenbürgen zu Theil.

Der rothe Jakob fühlte wirklich ernstliche Reue und starb als Büßender, aber nicht am Pfahle der Schande, sondern in seinem Gefängnisse.

Daselbst fand man ihn eines Morgens, kurz nachdem er die heilige Wegzehrung empfangen hatte, auf seinem Strohlager, die Hände zum Gebete gefaltet, todt. Nach dem Vorgange mit Karln war er sichtlich dahin gesiecht.

Da das Urtheil über ihn noch nicht ausgesprochen und er als Christ gestorben war, so wurde ihm auch noch die Ehre eines ehrlichen Begräbnisses zu Theil.

Karl entsprach seinem neuen Dienste sehr wohl und hatte sich bald das ganze Zutrauen seiner gnädigen Herrschaft erworben.

In solcher Ferne glaubte er, daß die Geschichte seines Räuberlebens nun mehr beendigt sey und keinen weitern Einfluß auf ihn mehr habe.

Eines Tages brachte man einen Unbekannten, den man verdächtig und um das Schloß herumschleichen gesehen hatte, gefangen ein. Zufällig mußte Karl am Thore dem Transporte begegnen und erkannte mit Schrecken in dem Gefangenen den Räuberhauptmann, es entging ihm auch nicht, daß auch dieser ihn erkannt habe! —

Was war jetzt zu thun? Karl konnte nicht schlafen, er befürchtete mit dem Hauptmanne eine ähnliche Geschichte zu bekommen wie mit dem rothen Jakob. Deßhalb war er auf des Hauptmanns Rettung bedacht und zwar umsomehr als der Hauptmann ihm nichts Uebles angethan und ihm sogar noch die theure Büchse wieder behändigt hatte.

Schnell hatte er einen Plan entworfen; er hatte die Schlüssel zu allen Thürschlössern des ganzen Schlosses.

Eben ergriff er den Bund Schlüssel, als er in dem Kasten, in dem er den Hänkelthaler verwahrt, ein Geräusch hörte; da solches aber lediglich von einer Maus kommen mußte, wie es auch nicht anders war, so achtete er auf diese Warnung nicht!

Mit Feile und Messer wohl versehen schloß er das Gefängniß, worin der Hauptmann eingeschlossen war, auf, gebot diesem Stille und theilte ihm den Rettungsplan mit. Im Nu hatte der Hauptmann die Eisenstäbe durchfeilt und Karl den Ueberzug des Strohsacks zu breiten Riemen geschnitten; darauf flochten beide noch aus dem Stroh zum Ueberflusse ein langes Seil und knüpften die gewundenen Leinenstricke daran und hingen so das Seil zum Fenster hinaus, nachdem sie es an die Stücke der abgefeilten Eisen-

stäbe befestigt hatten, um alles glaubend zu machen, daß der Gefangene auf diese Weise seine Flucht bewerkstelligt habe.

Karl führte aber seinen Gefangenen die Schloßtreppe hinab und erschloß in aller Stille das Burgthor. Nichts rührte sich. Beide nahmen von einander herzlichen Abschied und der Hauptmann beeilte sich, ehe noch die Sterne vollends erblichen, jeder Verfolgung zu entgehen.

Karl glaubte, die Sache ganz ungesehen gethan zu haben und wollte eben zum Thore wieder hinein, als ihm Jemand zurief: „Herr Waldbauer, es ist Ihnen das Sacktuch entfallen.“ Es war die Stimme des Nachtwächters des Dorfes. Karl hob erschrocken das Sacktuch auf und begab sich ins Schloß. Er konnte indeß wieder nicht schlafen, die Geschichte mit dem Nachtwächter ließ ihm keine Ruhe, denn er konnte sich wohl einbilden, daß auch der Flüchtling von demselben bemerkt worden seyn müsse.

Das war noch nicht genug. Der Nachtwächter übergab Morgens dem Thorhüter auch noch einen Schlüssel, den der Herr Jäger mit dem Sacktuche heute Nacht herausgeworfen haben müsse; und so war es auch.

Als derjenige, dem die Verpflegung des Gefangenen und die Obsorge auf ihn anvertraut war, das Gefängniß öffnete, um dem Gefangenen Brod und Wasser zu bringen, fand er das Nest leer und gewahrte bald das Seil an den abgefeilten Fensterstäben.

Er machte alsbald Lärm. Da der Gefangene noch nicht wohl aus dem Schlosse entkommen seyn konnte, so wurde auch jeder Winkel, aber natürlich vergeblich, durchsucht. Das Merkwürdigste war das, daß das Seil nicht ganz bis zum untern Stockwerke herunter hing und gerade unter den Fenstern eine tiefe Düngergrube sich befand, in die der Flüchtling hätte stürzen müssen.

Man glaubte daher schon wirklich, daß er, nach des Landmanns Ausspruche, mehr verstehe als Brod essen und sich mit

Hülfe des — Gott sey bei uns — gerettet habe, als der über die Flucht des Räubers ebenfalls befragte Nachtwächter angab, daß er Niemanden gesehen habe, außer dem Herrn, den der gräfliche Jäger Nachts aus dem Schlosse gelassen und der gewaltige Schritte gemacht habe.

Waldbauer wurde hierüber befragt; an ein Läugnen war nicht zu denken, somit gestand er in Gottes Namen die ganze Sachlage vom Anfange bis zur Flucht des Räuberhauptmanns. Die Folge war nun, daß er das von dem Räuberhauptmann verlassene Gefängniß beziehen mußte, und nun wirklich peinlich prozessirt wurde.

Nur der Verwendung des Herrn Grafen und dem Umstande, daß ihn einer Seits sein Dankgefühl gegen den Hauptmann und anderer Seits die Furcht vor demselben, als ehemaliger Genosse bezeichnet zu werden, veranlaßt habe, die Flucht desselben zu bewerkstelligen — durfte er es danken, daß er mit der Strafe eines vierjährigen Festungsarrestes davon kam.

Er bat, seine Habe, worunter auch der Hänkelthaler und die väterliche Büchse, an seinen Oheim zu schicken, was ihm auch bewilligt wurde. Die Strafe fiel indessen für ihn nichts weniger als hart aus, da er nicht als Sträfling gemeiner Art erschien; er wußte sich auch in der Festung bald das Zutrauen der Vorgesetzten, sowie selbst des Gouverneurs der Festung zu erwerben, und dieser betraute ihn sogar damit, die Festungswerke zu begehen, so wie auch außerhalb des Festungrayons für seine Küche zu bürschen (Wild zu erlegen).

Eben hatte er zunächst der Landstraße einen Wolf bemerkt und um ihn zu erlegen, in eine Waldspitze sich gestellt, die Büchse knallte, und der Wolf wälzte sich in seinem Blute, aber sein Schuß hatte auch noch eine andere Folge; an einer Kutsche, die des Weges daher gefahren gekommen war und die er vor den Bäumen nicht hatte bemerken können, waren vom Knalle die

Pferde scheu geworden; zum Unglücke war noch eins davon mit dem Kutscher gestürzt und als es sich wieder aufgerafft, rasten beide des Weges daher und würden ohne Zweifel sammt der Kutsche und der Herrschaft in einen Graben gestürzt seyn.

Ohne zu wissen, für wen Karl sein Leben wage, warf er die Flinte fort, sprang auf die Straße; rief den Pferden ein donnerndes O zu und fiel ihnen in die Zügel.

Mechanisch blieben die vier muthigen Rosse stehen und der in der Kutsche sitzende Herr, den die unter seinem Oberrocke hervorschimmernde Uniform als einen hohen Offizier beurkundete, winkte ihm freundlich zu.

„Ich danke Euch herzlich, lieber junger Mann," sagte er zu Karl, „wie heißt Ihr und wer seyd Ihr, daß ich Euren Namen und Stand zum steten Andenken der an mir vollzogenen Rettung aus der Lebensgefahr aufschreiben und Euch dann vergelten kann."

„Karl Waldbauer, gelernter Förster aus S.," antwortete dieser, zur Zeit aber Festungssträfling, „weil ich einem Delinquenten zur Flucht verholfen habe," fügte er leise bei.

Festungssträfling, hm, sonderbar, Festungssträfling! Gehen denn die Festungssträflinge außerhalb der Festung jagen? denn ich sah deutlich, wie Ihr Eure Flinte weggeworfen habt, um mir schnell genug zu Hülfe kommen zu können!

„Ich jage ja für den Herrn Festungskommandanten," antwortete Karl, „und habe keine Ursache zu entspringen, ich besaß immer den besten Leumund und hoffe, wenn ich meinen Arrest erstanden habe, doch wieder ehrliche Unterkunft zu finden, da ich mir die Zuneigung meiner Vorgesetzten eigen zu machen gewußt habe.

Unterdessen kam der Kutscher, der durch den Sturz vom Pferde einigen Schaden genommen, hinkend nach.

„Da Ihr so gut mit den Pferden umzugehen wißt," sagte der Herr zu Karl, „so fahret mich in die Festung."

Karl folgte alsbald diesem Auftrage, und der Kutscher huckte hinten auf.

An der Festung angekommen, salutirte, da der hohe reisende Militär (er war Niemand anders als in höchst eigener Person Kaiser Joseph II.), sogleich die ganze Wachtmannschaft.

Der Kaiser fuhr sofort bei der Wohnung des Kommandanten vor, mit dem er besondere Rücksprache nahm.

Er erkundigte sich auch bei ihm um die Verhältnisse Karls.

Der Gouverneur berichtete dem Kaiser alles getreulich und fügte wegen des guten Betragens Karls das beste Lob bei, schon um den Fehler zu entschuldigen, daß er einen Festungssträfling außerhalb des Festungsrayons frei herumgehen lasse.

Nach der Besichtigung der Festung und vor seiner Abreise ließ der Kaiser Karln vorrufen, befragte ihn über Mehreres im Forstwesen und erhielt Antworten, über die er seine Zufriedenheit bezeugte.

„Ich bin Ihm Dank schuldig," sagte der Kaiser," weiß Er, wen Er gerettet?" Da Karl sich äußerte, daß er wohl wisse, einem hohen Stabsoffizier einen Dienst erwiesen zu haben, aber nicht die Ehre habe ihn zu kennen, fuhr der Monarch fort: „Ich bin Joseph II. sein Kaiser!" Freudig erschrocken stürzte Karl vor dem erhabenen Monarchen auf die Knie nieder. Dieser hieß ihn freundlich aufstehen; „ich werde Ihn mit einem Dienste berücksichtigen, da ich aber keinen Festungssträfling, wenigstens vorerst, als Förster brauchen kann, versteht Er mich, so muß Er noch zuwarten, und vorerst durch eine gute Conduite sich hiezu würdig zeigen, seines Arrests ist Er quitt. Der Revierförster auf meiner Domaine R. bedarf eines Gehülfen, den Dienst soll Er vorerst versehen. Ich will hoffen, daß er sein Glück nicht verscherzt. Herr Gouverneur, sorgen Sie für seine deßfallsige Ausstaffirung und für Reisegeld auf meine Rechnung."

Vor seiner Abreise übergab er Karln noch ein eigenhändiges Schreiben an seinen Revierförster.

Drei Tage darauf nahm Karl reich ausstaffirt, vom Herrn Gouverneur und den Festungsbeamten Abschied, und dankte ihnen herzlich für die Güte, die sie ihm bewiesen und für alles was er genossen.

„Lebt wohl," sagte der Gouverneur, „ein solcher Sträfling kommt nicht leicht mehr unter meinen Befehl. Hätte Se. Majestät Euch mir nicht entrückt, Ihr würdet sobald nicht aus dieser Festung gekommen seyn, sondern auf meine Verwendung selbst eine Anstellung hier erhalten haben.

Herzlich erfreut über diese ehrende Zusicherung trat Karl seine Reise an und ohne daß ihm nur das mindeste Hinderniß begegnete, langte er bald darauf bei seinem Oheim, an dessen Forstthür die Straße vorbeiführte, an.

Freudig stürzte er in seines Oheims Arme und bat ihn tausendmal um Vergebung wegen des Schreckens und der Schande, die er ihm bereitet.

„Laß das gut seyn Karl," sagte dieser, „ich dachte mir es gleich, daß Du wegen Deiner Räuberscenen noch Nachwehen bekommen werdest, aber wie kommt es, daß Du Deine Strafzeit sobald erstreckt hast? daß Du Nachlaß bekommest, dachte ich mir gleich, aber es ist ja die Hälfte noch nicht einmal vorüber."

„Ein glücklicher Zufall hat sie früher beendet und zu meinem Glücke den Anfang gemacht," erwiderte dieser, und erzählte ihm das für ihn glückliche Ereigniß, zugleich überreichte er ihm das eigenhändige Schreiben des Kaisers.

Freudig erstaunt sagte der Oheim: „freilich ist jetzt Dein Glück gemacht, denn wisse, der Revierjäger ist mein Jugendfreund, und durch seine Empfehlung ist Dir schon der Platz in Siebenbürgen geworden!"

Die treue väterliche Büchse auf dem Rücken und den

Hänkelthaler an einem silbernen Kettchen auf der Brust trat Karl die Weiterreise andern Tags an.

Schon war er in die Nähe der betreffenden kaiserlichen Domaine gelangt, als er in einem Wirthshause einen Förster und einen Jäger traf, die ihn einluden, bei ihm Platz zu nehmen; die ganze Haltung derselben zeigte schon, daß sie dem Stande, den sie vorstellten, wirklich angehörten.

Karl wurde nun auch nach dem Ziele seiner Reise gefragt; unverholen rückte er mit seiner Bestimmung heraus und zeigte die kaiserliche Dekretur.

„Die ist an mich,“ sagte der Förster und erbrach sie, „Ich wünsche Glück, Donauer,“ sagte er zu seinem Gefährten, „das ist Dein neuer Gehülfe!“

„Sie wären der kaiserliche Herr Revierjäger Donauer?“ sagte Karl, „nun an Sie habe ich auch einen Brief von meinem Oheim“ und übergab ihm den Brief. „Von meinem Waldbauer,“ sagte der Revierjäger, ihn erbrechend und kurz darauf: „und Ihr seyd sein Neffe und wirklich der, den ich an den Grafen Tolekv nach Siebenbürgen empfohlen habe.“

„Nun der Abstecher nach der Festung S. hat Euch eben nichts geschadet, Ihr sehet ganz gut und gesund aus,“ fügte er bei, wobei Karl freilich über und über roth wurde.

„Ihr dürft Euch nicht schämen, der Herr Förster weiß Eure Geschichte so schon, wenigstens den traurigen Theil, bloß persönlich kennt er Euch noch nicht,“ sagte der Revierjäger. „Jetzt trinken wir ein Glas auf allseitiges langes Leben von uns Dreien; daß wir gute Freunde bleiben, hievon habe ich die Gewißheit voraus!

Karl fand sich natürlich gleich in seinen neuen Dienst und ein Jahr war bereits verstrichen.

Er hatte sich inzwischen um seine Schwester Brigitte erkundigt und erfahren, daß sie mit ihrer Herrschaft, die ihr Gut

wieder verkauft und ein anderes am Rhein angekauft, fortgezogen sey, aber Niemand wußte wohin? Endlich gelang es ihm, den Namen des neuen Gutes derselben auszukundschaften, worauf er seiner Schwester schrieb; die hierauf erfolgte Antwort enthielt, daß es ihr ganz gut gehe, und daß sie es sich nicht besser wünschen könne! Von der ehemaligen Kellnerin Anka aber, von der er den Hänkelthaler und die Warnung mit auf die Reise erhalten, konnte er durchaus nichts in Erfahrung bringen. Die frühere Wirthin war gestorben und die neue konnte ihm durchaus keine Nachricht geben, der Wirth aber bekümmerte sich, wie in dieser Gegend fast überall, um die weiblichen Dienstboten gar nicht.

Es war Winter, der Förster saß gemüthlich im Wirthshause und hatte seinen Stutzen und seine Waidtasche an die Wand gehängt. Eben befand er sich in einem Unterhaltungsspiele mit dem Revierjäger und seinen Gehilfen begriffen, als ein lauter Schuß im Zimmer losging und ihm das Schienbein zerschmetterte.

Des Wirths kleiner Knabe war ungesehen auf die Bank gestiegen und hatte mit dem Gewehre des Försters gespielt, da mußte er, während er es hielt und herunter nehmen wollte, an's Schloß gekommen seyn, worauf sich sein Schuß entlud. — Ein warnendes Beispiel, daß Kindern ja streng verboten werden solle, mit Schießgewehren zu spielen.

Dem unglücklichen Förster mußte der Fuß abgenommen werden und er war dienstuntauglich.

Die beiden Forstwärte, die unter ihm standen, sowie der Revierjäger und Karl waren über diesen Schlag doppelt betrübt, sowohl weil er einen theuren Herrn und Freund getroffen, als auch deßwegen, weil sie jetzt einen neuen Förster erhielten, der den Sinn des Sprichwortes: „es kommt nichts besseres nach,“ ihnen buchstäblich deuten konnte.

Die beiden Forstwärte suchten zwar um die Försterstelle nach, versprachen sich aber durchaus keine Hoffnung, indem in diese einträgliche Stelle ein minderbesoldeter Förster vorrücken werde. Auch Karl reichte ein Bittgesuch ein, daß ihm im Falle einer Beförderung die erledigt werdende Stelle allergnädigst verliehen werden möchte, doch wie sehr erstaunte er nicht, als die kaiserliche Dekretur ihn selbst zum Förster ernannte.

Eben hatte er dieß glückliche freudige Ereigniß seinem Oheim mitgetheilt und war gerade daran, es auch seiner Schwester kund zu geben, als ein Brief von ihr einlief, der eine ähnliche freudige Nachricht enthielt, nämlich, daß sie die Braut eines reichen Gutsbesitzers, eines Herrn de Renaud sey.

Der neue kaiserliche Förster wurde in mehreren Schlössern des benachbarten Adels zur Tafel gezogen; unter andern zu einem Grafen Raminsky, bei dem sich gerade dessen Schwager auf Besuch befand.

Nicht wenig erstaunte Karl, in diesem Herrn Schwager des Grafen seinen frühern Herrn, den Grafen Tolesky zu erkennen; dieser aber noch mehr, als er seinen ehemaligen Jäger, den er nicht anders als noch Züchtling auf der Festung wähnte, in stattlicher kaiserlicher Uniform sich gegenüber sitzen sah. Jeder schaute den andern an, traute jedoch nicht ihn anzureden. „Nun ihr scheint Euch schon früher zu kennen,“ sagte der Graf Raminsky. „Allerdings,“ fiel ihm Karl ins Wort; „ich war bei diesem Herrn Grafen schon Jäger, ein ungünstiges Schicksal hat mich von ihm entfernt, ein günstiges aber mir zum neuen höhern Posten beholfen.“ „Ist's möglich,“ sagte der Graf Tolesky, „Sie sind Waldbauer!“

„Ja, der bin ich, und nach Tische erzähle ich unverholen meine Geschichte, ich glaube mich deren nicht schämen zu dürfen,“ erwiderte Karl.

Aber auch das Glück einer zweiten unverhofften Bekanntschaft wurde ihm zu Theil.

Die Kammerjungfer der Gräfin nahm ebenfalls an der Tafel Platz und in ihr erkannte Karl freudig die längst umsonst gesuchte Anka, auch er wurde von ihr erkannt, ein Feuerstrom übergoß ihr sonst etwas blasses Gesicht. Dieß blieb der Gräfin nicht unbemerkt. Als die Speisen abgetragen waren, sagte sie scherzend zum Förster: „auch ich gratulire zu Ihrem neuen Posten, da aber nach dem Bibelausspruche der Mensch nicht allein seyn soll und Sie doch eine Gefährtin brauchen, so wüßte ich Ihnen eine, die ich Ihnen bestens empfehlen kann, hier in der Person meiner Anka, oder haben Sie schon anderswo sich eine auserſehen? setzte sie bei.

„Das nicht,“ entgegnete Karl, „es frägt sich aber, ob das Frauenzimmer, welches Sie mir als Braut antragen, ihr Herz nicht schon vergeben hat.“

Anka wurde wieder über und über roth und sagte leise: „einem andern nicht!“ Sie wollte noch etwas beifügen, allein die sämmtliche Gesellschaft, Karl ausgenommen, fiel ihr ins Wort. „Einem andern nicht; also hat Anka dem Herrn Förster schon selbst ihre Zusage früher gemacht und wir kommen mit unserer Heiraths-Werbung zu spät.“

„Beides nicht,“ sagte Karl, „aber daß Anka und ich uns kennen, das ist wahr, und eben so wahr, daß, wenn sie mich will, ich ihr mit Freuden Herz und Hand biete. Vor Allem aber gebe ich ihr den Hänkelthaler, den sie mir einst in meiner größten Noth, das einzige was sie hatte, reichte, dankbarst zurück und hiemit riß er die Weste auf und überreichte Anka den Thaler an der silbernen Kette.

„Und Anka, was thust Du?‘ sagte die Gräfin.

„In Ihren Wunsch mich umsomehr fügen, gnädige Gräfin, als er schon längst der meine war; wie ich den Herrn Förster das erste Mal sahe, gefiel er mir so wohl, einem anderen würde ich meinen Hänkelthaler gewiß nicht gereicht haben.

Freudig wurde nun die Verlobung beschlossen und der Bräutigam gab mit Vergnügen seine Geschichte zum Nachtische zum Besten.

Vier Wochen darauf fand auf dem gräflichen Schlosse die feierliche Einsegnung des kaiserlichen Försters und der gräflichen Kammerjungfer Anka statt; zu dieser Feier wurde auch der Bruder der Braut, der kaiserliche Offizier * * * geladen. Beide sich wildfremde Schwäger wollten sich als solche umarmen, als sie, freudig erstaunt, sich als wohl Bekannte in die Arme stürzten; denn der Förster erkannte in dem Offizier jenen Soldaten, dem er einst das Leben gerettet, der Offizier dagegen jenen ehemaligen Räuber, dem er es zu danken hatte.

Sie erzählten sich nun gegenseitig ihre Geschichten. Die Karls wissen wir, die Romeky's aber war folgende. Die Binde mit welcher, ihm die Augen verbunden war, war etwas zerrissen, so daß er mit einem Auge alles bequem und sämmtliche Glieder der Bande im Gesichte sehen konnte; wie er daher versichert war, von Karln nicht mehr bemerkt zu werden, kehrte er auf einem Umwege zurück und rapportirte alles seinem Oberlieutenant.

Auch die neue Räuberhöhle ward umstellt und ein großer Theil der Bande gefangen. Da er die Raubgenossen kannte, so ging er verkleidet dahin, wo er glaubte oder gehört hatte, daß sie ihre Unterkunft haben und auf diese Weise wurde die Bande ausgetilgt. Der Hauptmann und der rothe Jakob aber, da sie sich nirgends mehr sicher sahen, machten sich aus dem Staube. Wo der reiche Raub der Bande hingekommen, wußte Niemand. Des rothen Jakobs Ende wissen wir, das des Hauptmanns werden wir erfahren. Eben die von Romeky bewirkte Aufhebung der Bande brachte dahin, daß Romeky zum Junker befördert wurde, von welcher Stelle er bald zu der eines Lieutenants stieg.

Die Hochzeit war vorüber, die jungen Leute hatten bereits

das Försterhaus bezogen, dagegen aber den alten kinderlosen Förster, der sich nur höchst ungern von seiner langjährigen Wohnung trennen konnte, bei sich behalten.

Stille Häuslichkeit, Eintracht und Geselligkeit wohnten in dem Försterhause, in welchem auch die benachbarten Ansiedler im Winter öfter zusprachen.

Da erkrankte die Magd und als wie gerufen, meldete sich eine fremde Weibsperson dienstsuchend, die sehr gute Zeugnisse aufwies, daher von der Försterin gedingt wurde. Als sie fortging, um ihre Habseligkeiten zu holen, begegnete ihr der junge Förster. Ihr Gesicht erschien ihm bekannt und mit Schrecken erkannte er in ihm jene junge Weibsperson, die ihn als Räuber in der Räuberhöhle so gut bedient hatte.

Um Gottes Willen, die wird doch nicht aus böser Absicht ins Haus gekommen seyn, dachte er sich und sprach sie an.

Sie sagte, daß sie von der Frau als Magd gedungen sey.

„Du als Magd, kannst denn Du ehrlichen Leuten auch dienen, wo hast Du das gelernt, oder hast Du etwas Böses im Sinne?“

„Weh mir,“ sagte das Mädchen, „so verfolgt mich mein Fluch auch bis hieher und ich bin erkannt, während ich der Unehre entlief, muß ich wegen frühern unehrlichen Wandels als Ehrlose enden, wohlan denn! und hiemit wollte sie eine Nadel aus dem Haare ziehen, um sie sich ins Herz zu stoßen.“

„Wahnsinnige,“ sagte der Förster ihr in die Arme greifend: „Meinst denn du, ich will dich unglücklich machen, wenn du jetzt auf gutem Wege wandelst, wie ich. Wisse, daß ich jener junge Jäger war, dem du damals in der Räuberhütte ein so gutes Lager bereitet hast.“

„Also Sie wollen mich nicht angeben, nicht unglücklich machen?“ fuhr sie fort, ihm zu Füßen fallend, „Sie sollen an mir gewiß eine treue fleißige Magd haben. Aber um Gottes Willen,

welcher Schutzengel hat Sie gerettet, da der rothe Jakob und der Hauptmann selbst Ihnen Tod geschworen haben?"

„Das sollst Du später erfahren, jetzt hole Deine Kleider," sagte der Förster.

Bei Aufhebung der Bande war es Minka gelungen, zu entspringen, nicht so ihrer Mutter, die miteingefangen wurde und im Gefängnisse ihr Leben jammervoll endete, nachdem sie mittelst peinlicher Fragen (Tortur) hatte gestehen sollen, wohin der Hauptmann den Raub gebracht habe.

Minka trieb sich längere Zeit herum, bis sie bei einem schwäbischen Bauern Unterkunft fand. Seit dieser Zeit diente sie als Bauerndirne; aus ihrem letzten Dienste war sie entlaufen, weil ihr Dienstherr Zumuthungen gemacht hatte, denen sie als jetzt sittsames Mädchen gegenüber ihrer Dienstfrau nicht Folge leisten konnte.

Drei Jahre befand sie sich bereits im Försterhause im Dienste und ihre Herrschaft war mit ihr ausnehmend zufrieden, sie hatte ihr Versprechen verwirklicht. Da warf ein reicher Pächter, der öfter im Försterhause einsprach, ein Auge auf die schmucke Dirne.

Als er eines Abends fortging, bemerkte Waldbauer, daß seine Magd geweint habe. Er stellte sie deßhalb zur Rede.

Da gestand sie ihm unter Thränen, daß ihr der reiche Kojana seine Hand angetragen habe, daß sie aber in ihren Verhältnissen solche ihm habe abschlagen müssen, denn, fuhr sie fort, „der Fluch meines früheren Lebens lastet noch auf mir, und jeder Mann, der mich nimmt, ist um sein Lebensglück schändlich betrogen, denn früher oder später kommt mein früheres Verhältniß zu Tage und," sie konnte vor Schluchzen nicht mehr weiter reden.

„Tröste Dich, gute Minka, und habe Gott fortwährend vor Augen, wie die Zeit her, wo Du in meinen Diensten stehst nnd es soll Dir auch am Glücke nicht fehlen. Der reiche Kojana wäre freilich ein rechter Mann für Dich und Du eine noch bessere Mut-

ter für seine Kinder, aber wie der nur an Dich kommt! sonderbar, der reiche Kojana darf nur ein Wort sagen, und das schmuckste, reichste Mädchen, Sächsin, Schwäbin oder Landeseingeborne sagt mit Freuden ja! und die arme Minka gab ihm einen Korb — freilich sie mußte ihn geben. Nun getröste Dich, auf einen Streich fällt keine Eiche, der Flachs ist bereits an die Kunkel gelegt, wer weiß ob die Zeit nicht auch den Faden spinnt." —

Als gleich den andern Abend Kojana wieder bei dem Förster einsprach und mit ihm, dem alten Förster und Donauer ein Spielchen machte, ließ der Förster absichtlich um ihn gesprächig zu machen, einen der besten Weine auftischen und sprach dem Kojana, der mißmuthig schien, tüchtig zu.

Wie den alten Förster der Schlaf an seine Nachtruhe mahnte, Donauer auch nach seiner Mütze griff und Kojana ebenfalls sich entfernen wollte, sagte der Förster, während er die beiden andern an die Thüre begleitete, zu Letzterem; „Ich habe mit Dir noch ein paar Worte zu plaudern, verzieh daher noch ein wenig und trink noch ein Gläschen, damit Du bessern Muthes wirst, es ist heute gerade als ob Dir etwas angethan wäre."

„Mir fehlt nichts," entgegnete Kojana, „ich bin nur so nicht aufgelegt."

„Soll ich vielleicht Minka aus der Kinderstube holen, daß die Dir die Grillen vertreibt," sagte der Förster, „meinst Du, ich wisse nicht, daß Du ein Auge auf das Mädel hast, und bei Gott, ich wüßte keine bessere Hausfrau für Dich."

„Laß mich," fiel Kojana ein, „und berühre den Punkt nicht, ein blutarmes Weibsbild und dem reichen Kojana einen Korb geben, wenn das unter die Leute käme, wäre ich das allgemeine Gespötte; eine Reiche mag er nicht, und da die Arme, die er will ihn nicht mag — so mag ihn auch keine Reiche mehr, hieße es dann.

„Nachbar Kojana, laßt ein gescheidtes Wort mit Euch vorerst sprechen und dann redet, vor Allen aber schwört mir heilig in meine Hand, daß das, was ich Euch sage, kein dritter erfährt.“

„Närrischer Kauz,“ sagte Kojana, „meinst Du denn ich sey ein Plaudermaul um eines Freundes Geheimnisse auszutragen, pfui, das wäre ja schlecht. Ich schwöre Dir bei Allem, was heilig ist, von dem, was Du mir anvertrauen wirst, auch Niemand ein Wörtchen zu sagen. Also weiter.

„Gleich,“ fuhr der Förster fort, „aber vorher das Glas ausgetrunken! sollst leben, so ist's recht. Nun so höre, aber erschrick mir nicht. Die Minka ist unter Gauners Leuten auferzogen worden, und wie man die saubere Bande einfing, entsprungen. Seit dem ist sie aber so ordentlich und treu, aber sie fürchtet sich immer, daß über kurz oder lang es aufkommen werde, daß sie ein Glied jener Bande war, wenn sie auch nicht mehr in Ketten und Bande gelegt und ins Zuchthaus gesperrt würde — so wäre sie doch in ihres Mannes Augen verachtet, deßwegen, Freund Kojana! hat sie mit liebendem Herzen Dir den Korb geben müssen.“ Da ich nun aus Deinem eigenen Munde weiß, daß Du in Deiner Jugend auch nicht der beste gewesen und das Mädel ganz für Dich taugte, so glaube ich Dich von diesem Verhältnisse und von der Ursache des sonderbaren Korbes verständigen zu müssen. Glaubst Du indeß, ich würde sie Dir empfohlen, ja drei volle Jahre als Magd behalten haben, wenn sie nicht treu und fleißig wäre? Man muß das J e tz t und nicht das V o r h e r im Auge haben. Was kann sie dafür, daß sie unter Räubern erzogen wurde, dem Anstoß, meinte ich, wäre zu helfen.“

„Sonst ists nichts?“ sagte Kojana freudig, und trank auf einen Schluck sein Glas wieder aus: „Sollst leben, Bruder! Du hast Recht, das Mädel taugt ganz für mich, für den Räuberhehler paßt die Räuberbraut.“ Erschrocken sah der Förster ihn an.

Kojana, dem der Wein zu Kopfe stieg, bemerkte es nicht,

sondern fuhr fort; „Wisse, aber Bruder auch auf heilige Verschwiegenheit!“ und somit reichte er dem Förster die Hand. (Dieser schlug ein). „Ich war in der finstern Herberge in der Radgasse zu — vier Jahre Hausknecht und Diebshehler der Bande, die dort ihr Gelage hatte. Dem Hauptmann allein habe ich bei 60000 fl. von den Juden verschafft, daß ich auch mein ordentliches Prozentchen genommen, versteht sich, der Hausknecht Jaroslaw, so hieß ich, hat den Kojana, mich gemacht.

„Wie, Du wärest jener Jaroslaw aus der finstern Herberge, warte ich will Dir etwas zeigen, ob Du das auch noch kennst,“ sagte der Förster, und holte aus einem Kasten die Wildschur, „kennst Du diese noch?“

„Ja freilich,“ sagte Kojana, „warum soll ich die Wildschur nicht kennen, die früher mir gehört hat und die ich auf des Räuberhauptmanns Geheiß einem Jäger gegeben habe, mit dessen Büchse das Unglück der Bande begonnen und erst mit der Bande selbst aufgehört hat.“

„Jener Jäger war ich,“ sagte der Förster, „und hier hängt die verhängnißvolle Büchse, die thut nur in ehrlicher Hand gut.“

„Doch,“ fuhr er fort, „sage mir, wo hat denn der Hauptmann den Raub allen hingebracht?“ „Den einen Theil hat er theils selbst, theils habe ich ihn zu Gelde gemacht, der andere liegt und zwar in unserer Gegend noch vergraben, aber wo, das weiß der Kuckuck, einer der Bande hat in der Folter darauf eingestanden und den Platz angegeben — aber gefunden hat man ihn nicht, weil der Räuber selbst ihn nicht zeigen konnte, sondern an den Schmerzen der Tortur gestorben ist.“

„Der Hauptmann hat ihn aber auch nicht holen können, weil die Gegend, wo er vergraben ist, immer bewacht wurde. Der Hauptmann ist inzwischen fortgezogen und lebt in einem fremden Lande von dem Fett seines Raubes, ich glaube gar bei den Franzosen, nun, er ist ein schlauer Fuchs dennoch immer gewesen und

hat seinen Namen nie umsonst gehabt; während seine Untergebenen fast alle eines elenden Todes haben sterben müssen, spielt er jetzt den Herrn.“

„Als ob Du es nicht auch so machtest,“ sagte der Förster. „Ich habe selbst nichts gestohlen,“ fiel Kojana befremdet ein, „und was ich erworben, theile ich mit der Kirche und den Armen, deßhalb will ich auch die arme Minka freien.“ „Du bleibst also noch bei Deinem Vorsatze,“ fuhr der Förster fort, „wohlan! so laß mir den Ring da für Minka als Zeichen, den Brautwerber mache ich, in vier Wochen ist Hochzeit.“

Der Förster konnte leicht Wort halten, denn Minka griff mit beiden Händen umsomehr zu, weil keines von beiden dem andern etwas vorwerfen oder es verrathen durfte. Daß die Ehe wirklich glücklich wurde und Minka aus ihren Stiefkindern wie aus ihren eigenen brave Leute heranzog, dieß ließ sich aus ihrer ganz veränderten Lebensweise wohl vorhersagen. —

Aus Karls glücklicher Ehe waren schon drei stämmige Buben und ein freundliches Mädchen herangewachsen, als die eben nicht unerwartete Trauerbotschaft vom Tode seines hohen Gönners des Kaisers Joseph einlief.

Eine zweite Trauerbotschaft las er etwas später in den Zeitungen, wo unter den mit der Guillotine in Frankreich Hingerichteten auch der Name seines Schwagers de Renaud enthalten war; was aus seiner Schwester, was aus ihren Kindern geworden, erfuhr er nicht.

Es war ein kalter Wintertag, da kam ein Knabe zitternd vor Frost vor das Försterhaus und bat in gebrochener deutscher Sprache weinend um Hülfe. Seine Mutter, eine französische Emigrantin, liege ein paar Tausend Schritte entfernt im Walde und müsse jämmerlich umkommen, ebenso sein kleiner Bruder, der bei der Mutter sey.

Der Förster und ein Knecht machten sich alsbald auf den

Weg und brachten beide in die Försterwohnung. Wie erstaunte aber Karl nicht, als er in der in Lumpen gehüllten halb erfrornen Emigrantin seine Schwester Brigitte erkannte.

Als diese sich unter der Försterin Pflege nach und nach erholt hatte, erzählte sie die Geschichte ihres Glücks und Unglücks, wie ihr Schloß nächtlicher Weile überfallen, ausgeplündert und angezündet worden, ihr Gatte aber gefangen fortgeführt und ohne Zweifel hingerichtet worden sey. Sie selbst habe mit ihren beiden Knaben, denn ihr Mädchen habe den Tod in den Flammen gefunden, die Reise von allen Mitteln entblößt nach Deutschland angetreten, um ihren Bruder aufzusuchen.

„Ganz arm bin ich nicht" sagte sie, denn mein seliger Mann vertraute mir, in Deutschland, und zwar in Eurer Nähe, unter der s. g. Heideneiche, gegen Morgen, in einer Kiste einen reichen Schatz vergraben zu haben, er hielt sich früher hier unter seinem böhmischen Namen, den er erst in Frankreich in de Renaud umänderte, auf.

„Um Gottes willen," sagte erschrocken der Förster, „Du warst die Gattin des ehemaligen Räuberhauptmanns, jetzt weiß ich wohin die umsonst gesuchten Schätze gekommen. Diese machte er also zu Geld und zog damit nach Frankreich; warum er die Kiste nicht auch noch erhoben, dieses weiß Gott. Nun diese wollen wir erheben, sobald der Frost nachgelassen hat.

Gesagt, gethan! Sowie die Frühlingssonne in das Thal Wärme spendete, schickte er und sein älterer Sohn sich an, die Kiste zu erheben; schon hatten sie die Werkzeuge hiezu auf dem Schubkarren als der Försterin der Hänkelthaler von der Kette entfiel und die Stube hinrollte.

„Um Gottes Willen!" rief sie aus; „Laßt ab, zeigt den Schatz an, sonst kommt Unglück in Euer Haus."

Der Förster folgte und zeigte gleich andern Tags den Schatz an, mit dem Beisatze, daß es jetzt Zeit wäre, ihn zu heben.

„Das ist bereits geschehen," sagte der Polizeibeamte, „ein Räuber, der ihn vergraben helfen, hat zufällig in einem Fieberanfalle davon geplaudert und daß er Willens sey, ihn zu heben. Vor acht Tagen bereits ist dieß in aller Stille geschehen. Da der Räuber inzwischen ausgebrochen ist und seinen Plan noch nicht aufgegeben haben wird, so sind Legschüsse daselbst und Schlageisen angebracht worden."

Staunen ergriff den Förster; hätte der Hänkelthaler nicht gemahnt, so würde er und vielleicht auch sein Sohn unglücklich geworden seyn.

Wegen der geschehenen redlichen Anzeige und Brigittens Unglücke wurde von der Regierung ihr ein Fünftheil des Schatzes zuerkannt, welches hinreichte, sie und ihre Kinder zu ernähren.

Inhalt.

Verbesserungen.

Seite	2	Zeile	3	von	unten	lies	später statt habe.
=	12	=	3	=	oben	=	Einweisung st. Einweihung.
=	50	=	10	=	unten	=	Müller statt Hiller.
=	52	=	5	=	=	=	beidemal Hiller st. Müller.
=	56	=	12	von	oben	=	Müller st. Hiller.
=	65	=	6	=	=	=	halte st. hatte.
=	65	=	8	=	=	=	Aussicht st. Ansicht.
=	67	=	15	=	=	=	Sich st. Sieh.
=	76	=	4	von	unten	=	vertraute st. vertrauter.
=	79	=	10	=	=	=	nicht st. nie.
=	96	=	5	=	oben	=	sollte st. wollte.